

Unverkäufliche Leseprobe aus:

André Brink

Blick ins Dunkel

Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung
von Text und Bildern, auch auszugsweise,
ist ohne schriftliche Zustimmung des
Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar.
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung,
Übersetzung oder die Verwendung in
elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2018

ERSTER TEIL

I

Zu wissen, wer ich bin. Mich durch das Warum und das Wie ihres Todes definieren. Alles aufzählen und benennen – nicht um festzustellen, was ein Mensch vom Menschen wissen kann, sondern einfach, was ich wage, über mich selbst herauszufinden.

Um diesen Körper mit allen seinen Teilen zu bewahren – samt Blutergüssen und Narben sowie nie nachlassenden Schmerzen – und für den unvermeidlichen Tod funktionsfähig und unversehrt zu erhalten.

Wenn frühmorgens der Regen fällt, sinne ich mit einem an Ehrfurcht grenzenden Gefühl des Staunens über mich nach; manchmal abends, ziehe ich meine Kleider aus und stehe, den Rücken gegen die Zellenwand gepreßt, da oder strecke mich auf der schmalen Pritsche aus, studiere und betaste diesen Körper, der mir so fremd und so vertraut ist wie der einer Geliebten. Selbst wenn ich weiß, daß sie mich durch das Guckloch in meiner Tür beobachten, stürzt mich das nicht in Verlegenheit. Ich vergewissere mich ständig aufs neue all dessen, was mir sichtbar und greifbar geblieben ist. Diese Füße und Knie und Schenkel, dieses verletzliche Geschlecht, das vor der Berührung zurückzuzucken scheint wie ein kleines, verängstigtes Tier, dieser hellbraune Bauch und die Brust, diese Arme, diese Hände, jeder einzelne Nagel, den ich so genau kenne; dieses Gesicht, das sich unter meinen Fingerkuppen herausbildet. Das gehört mir. Das zumindest ist die Topographie jener traurigen Gewißheit, die mir geblieben ist.

Denn alles andere – alles andere ist ein Wust von Erinnerungen und Worten, von Träumen, Möglichkeiten, Namen.

Ich kann sagen: Jessica.

Ich kann sagen: Ich liebe dich.

Ich kann sagen: Willem oder Dulpert oder Richard oder Jerry.

Und dann kann ich darangehen, sie mir vorzustellen und im einzelnen zu beschreiben. Ich kann sagen: Jessica Thomson, mit dem dunkelblonden Haar und dem eigenwilligen Kinn, diesen besonderen Riefen in ihren Daumnägeln, den kleinen, festen, runden Brüsten eines Frauenbildnisses aus dem unschuldigen Zeitalter vor Raffael, und – wenn wir uns im frühmorgendlichen Dunkel liebten – einer glatten und im Gegensatz zu meiner Bräune so unverkennbar weißen Haut.

Aber das reicht nicht aus, es bleibt eine Aufzählung Shakespearescher Details, ein Katalog einzelner, unbedeutender Ausschnitte. Ich muß es schon besser machen.

Seit neuestem kümmern sie sich sehr um mich und stellen mir alles Papier zur Verfügung, das ich brauche, als ob sie ein Kind oder einen Verrückten verwöhnten. Das ist es wohl, was die Todeserwartung aus einem macht – manche drehen durch, andere werden kindisch. Aber vielleicht hoffen sie auch, auf diese Weise etwas aus mir herauszubekommen, hoffen, daß ich ›das Problem erhelle‹ und die vielen Bedenken ausgeräumt werden, die ihnen im Laufe des Prozesses zweifellos gekommen sind. Doch das spielt keine Rolle, wirklich nicht. Ich schreibe dies nicht für sie, sondern nur für mich selbst, hier, jetzt, in den Tagen oder Wochen, bevor die dunkle Dame Tod mich bei der Hand nimmt.

Es ist wichtig, daß ich mir Zeit lasse. Da das Ende näherrückt und mein Herz sich verkrampft, wird es für mich immer zwingender, es sehr gefaßt und sehr klar niederzuschreiben. So daß ich mich ganz und gar entleeren kann, um in mich selbst zurückzukehren. Es ist eine Form von Disziplin, wie die Meditationen des Heiligen Johannes vom Kreuz oder Hamlets gespielter Wahnsinn bei Hofe. Um mich durch ein Netz syntaktischer Gewißheiten durchzukämpfen zu einem letzten, möglichen Blick auf die Wahrheit.

Wir sind mit verschiedenen anderen Leuten am Strand, einem offenen, kilometerweit zwischen Brandung und Dünen sich erstreckenden Strand, den nur gelegentlich eine Reihe Felsen unterbricht. Wir versuchen, von den anderen wegzukommen, die

picknicken, ausgelassen herumtollen und mit einem riesigen Plastikball spielen. Aber sie wollen uns nicht entkommen lassen. Sie lachen, lassen uns nicht los und zwingen uns, bei ihren Spielen mitzumachen. Dann, plötzlich, sind wir frei. Hand in Hand laufen wir über den weißen Sand, beide nackt, ihr Haar flattert im Wind. Hinter der ersten Reihe von Felsen, endlich abgeschnitten von der Welt, bleiben wir keuchend stehen. Im Sand hat sich ein ovaler Tümpel gebildet; das Wasser ist trotz der nahen Dämmerung sehr klar, glitzert fast. Wir spülen uns den Sand vom Körper, und plötzlich kniee ich vor ihr, vergrabe das Gesicht zwischen ihren Schenkeln, tauche ein in den erregenden Geruch von Wasser und Frau. Doch ehe ich sie zur Ekstase bringen kann, sehe ich unter plötzlich aufwallender, urtümlicher Angst über die Dünen eine Kolonne grüner Eiswaagen näherkommen. Sie wendet sich von mir ab und ihnen zu. Ich versuche, sie zurückzurufen, doch die Stimme versagt mir. Ich versuche, ihr zu folgen, doch ich kann mich nicht rühren. Die großen, grünen Lieferwagen bleiben stehen; Männer in weißen Overalls steigen aus. Jetzt läuft sie. Der Anführer der Kolonne wartet auf sie. Ich will rufen: »Jessica! Jessica! Jessica!«

Jetzt breitet er seine Arme aus, fängt sie auf, schließt sie, die sich schimmernd, nackt und naß von seinem weißen Kittel abhebt, in die Arme. Ich sehe, wie sie auf ihn einredet und ihm dabei bis zum vordersten Eiswaagen folgt. Langsam fährt die lange Wagenkolonne weiter, entfernt sich über den geriffelten Sand, ist verschwunden.

Ich gehe zurück, allein. Es wird dunkel. Alle anderen sind fort. Am Strand steht ein einzelnes kleines Holzhaus; ich weiß, daß es Richard gehört und daß er mich an der Tür erwartet.

»Joseph«, sagt er. Ich will weitergehen, doch er sagt: »Joseph!«

Es ist mittlerweile recht dunkel geworden, ich könnte nirgendwoanders hin, muß also bei ihm bleiben.

»Sie ist mit den grünen Eiswaagen fort«, berichte ich ihm, und er sagt: »Ich weiß. Ich habe es gesehen.«

»Ich kann nicht hier bleiben. Nicht bei dir. Worüber sollten wir reden; wir haben einander nichts zu sagen.«

»Wir können über sie reden«, sagt er.

So setzen wir uns an den Tisch, die Ölfunzel zwischen uns, Brot und Wein stehen vor uns, und wir sprechen über sie. Wir reden endlos und hassen einander. Die ganze Nacht und den ganzen nächsten Tag lang und noch viele weitere Tage und Nächte hindurch reden wir über sie. Bis der Haß schließlich zu matter Resignation wird und man sich aus Resignation mit dem, was geschehen ist und miteinander abfindet. Dann, eines Morgens, als wir aufwachen und zur offenen Tür hinausblicken, sehen wir die grüne Wagenkolonne über die fernen Dünen zurückkehren wie langsame Meeresgeschöpfe, die über den Sand kriechen, und wir begreifen, daß sie wieder da ist, daß sie wieder unser sein kann, die seine oder die meine, die seine und die meine, doch keiner von uns macht Anstalten aufzustehen. Schließlich hebe ich nur ganz ruhig die Hand und stoße die dunkle Tür zu.

Und dann wache ich mit einem Gefühl heiterer Gelassenheit auf, das ich mir nicht einmal selbst erklären kann; denn wie soll es möglich gewesen sein, sie im Schlaf auszuschließen, wo doch alle meine wachen Stunden so unsäglich offen für sie sind, obwohl ich mir in diesen Stunden des Wachseins so brennend darüber klar werde, daß ich nie wieder ihre Hand ergreifen oder mit den Lippen ihren verborgenen Mund lieblosen kann?

Wir wappnen uns bis zu den Zähnen gegen tausend Bedrohungen, die nie wahr werden; nur gegen die eine, die immer zuschlägt – den Tod – können wir uns nicht wehren. Ich muß auf der Hut sein, muß mich schützen, sonst nutzen sie womöglich meinen Tod, mich durch das, was ich geschrieben habe, doch noch zu packen.

Was ich hier niederschreibe, werde ich, während ich weiter-schreibe, vernichten. Sonst bekommen sie es womöglich noch in die Hand, und das könnte sich schlimm auf viele andere auswirken. Zum Glück ist das Papier äußerst dünn, und so kann man es Blatt für Blatt durchs Klo spülen. Dadurch bleibt es mein eigen, und das ist das Einzige, worauf es ankommt.

Trotzdem werde ich sie an der Nase herumführen. Ich weiß, daß

sie mich durch den Spion in der Tür ständig beobachten, diese Aasgeier, die auf ihre Beute warten. Für sie und besonders für sie werde ich auf anderen Blättern die zehn oder zwölf Shakespeareschen Sonette niederschreiben, die mir im Gedächtnis geblieben sind. Notfalls wiederhole ich das ständig aufs neue, um Gedächtnis und Denken zu trainieren. Vielleicht ist es nichts weiter als eine Geste. Doch in dieser extremen Situation, in diesen Nächten, da ich unter der nackten Glühbirne hocke und schreibe, leiste ich mir den Luxus einer letzten theatralischen Geste. Schließlich bin ich Schauspieler gewesen. In der Wiederholung auswendiggelernter Texte und in Rollenproben muß ich das flüchtige Ich entdecken: wo sonst?

»Guten Morgen, Malan«, sagte er. »Ich bin Ihr Rechtsbeistand. Wollen wir mal sehen, was sich machen läßt.«

Unter anderen Umständen hätte er mich mit »Mr. Malan« angesprochen. Ich hatte sogar den Eindruck, daß er bedauerte, das nicht tun zu können, doch wäre es wohl unpassend gewesen. Ein ›Mister‹ verübt keinen Mord. So hat er mir in gewisser Weise sogar Leid getan; schließlich bin ich mir bewußt, daß er sich meine Anwesenheit gern zunutze gemacht hätte, um sich von seiner eigenen Liberalität zu überzeugen. Als Angehöriger der jüngeren Generation, die ihren neudefinierten Nationalismus mit der gleichen Überzeugung zur Schau trägt wie ein neubekehrter Sektierer, der versucht, die Welt mit seinem chronischen Lächeln zu beeindrucken. Stellt Lächeln nicht nur eine andere Form des Zähnebleckens dar, verbirgt sich dahinter nicht so etwas wie das Urbild eines Totenschädels?

Er trat mit seinem schmucken Aktenköfferchen (echtes Leder) ein und setzte sich auf die Pritsche neben mich. Abgesehen vom Klo war das die einzige Sitzgelegenheit.

»Joubert«, stellte er sich vor.

»Auch ein Hugenottenname.«

Er setzte ein gequältes Lächeln auf. »Hören Sie, Joseph, ich hab' Verständnis für Ihre Gefühle. Und ich kann Ihnen versichern . . .« Er sah mich an. Meine Augen wichen den seinen nicht

aus. Weder vorwurfs- noch erwartungsvoll, und vor allem nicht feindselig. Einfach – naja, friedfertig. Nach allem, was geschehen war, nach all diesen schrecklichen Monaten, nachdem ich in ihrer Gewalt fast zusammengebrochen wäre, war mir nur noch eins geblieben: dieser Friede. Als ob in der Erwartung eines formalen Abschlusses nichts anderes mehr von Belang wäre.

Er begann von neuem: »Joseph, ich möchte . . .«

Ich möchte. So wie man sagt: *Ich möchte zwei Pfund Steak und etwas Kalbsleber.*

»Ich möchte, daß Sie Vertrauen zu mir haben. Ich bin hier, um Ihnen zu helfen. Sofern Sie bereit sind, mit mir zusammenzuarbeiten.«

Schon merkwürdig. Wie in einem Film, der plötzlich einen Tonausfall hat. Ich konnte zwar noch sehen, wie sein Mund sich bewegte und gelegentlich auch seine Hände, aber irgendeines Tons war ich mir nicht bewußt. Gebannt saß ich da und beobachtete ihn. Sein recht schmales Gesicht, gebräunt und doch blaß; eine anständige Goldfüllung in einem der Vorderzähne; das Haar ziemlich lang und blond, doch im Nacken sehr gerade geschnitten, vorn neigte es dazu, ihm in die Stirn zu fallen, so daß er es ständig mit kammartig gespreizten Fingern zurückstrich; dadurch wirkte er jünger als die acht- oder neunundzwanzig Jahre, die er alt sein mußte. Er trug einen sehr modernen Anzug, wirkte aber überhaupt nicht auffällig. Das lila Taschentuch in der Brusttasche paßte zum Schlips und zur Farbe seiner Socken. An der Linken trug er einen Ehering und am kleinen Finger der rechten Hand einen Ring mit einem großen Onyx.

»Ich möchte, daß Sie mir alles mit Ihren eigenen Worten erzählen.«

Erwartete er denn, daß ich es ihm mit den Worten anderer erzählte, wie im Theater? Aber vermutlich merkte er gar nicht, was er mich da eigentlich fragte.

»Es spielt wirklich keine Rolle mehr«, sagte ich.

»Aber nein doch, es ist von größter Wichtigkeit. Ihr Leben hängt davon ab.«

»Haben *sie* Sie engagiert?« fragte ich.

»Ich bin *pro deo* zu Ihrem Pflichtverteidiger bestellt worden. Sie sind sich doch gewiß darüber im klaren, daß in einem Fall wie diesem . . .«

»Ich habe um keinen Anwalt gebeten.«

»Aber das Gesetz sieht einen solchen zwingend vor.« Ich hörte einen leicht irritierten Unterton heraus: »Begreifen Sie denn nicht, wohin Sie das führt, wenn Sie sich weigern mitzuarbeiten?«

»Es führt mich ohnehin dorthin – ob ich mitarbeite oder nicht.« Er zog ein Päckchen Zigaretten aus der Tasche. »Rauchen Sie? Das wird Sie beruhigen.«

»Danke, aber ich habe schon seit Monaten nicht mehr geraucht. Mir würde bloß schlecht werden, wenn ich es jetzt täte.«

Ich sah zu, wie er sich selbst eine ansteckte; wie weiß und wie geschickt seine Hände waren!

Der Rauch schien ihn zu entspannen. »Mir ist klar, daß es in Ihren Augen alles ziemlich hoffnungslos aussehen muß, Joseph«, sagte er. »Aber ich finde, Sie sollten sich zusammenreißen. Bis jetzt ist nichts verloren.« Er klappte das Aktenköfferchen zu, das er vor wenigen Minuten aufgemacht hatte, und lehnte sich zu mir herüber. »Manche Pflichtverteidiger sehen ihre Aufgabe als reine Routinesache und gehen von vornherein davon aus, verloren zu haben, noch ehe sie überhaupt angefangen haben. Sie sollten aber wissen, daß ich jeden Fall als eine persönliche Herausforderung betrachte. Ich werde Sie nicht im Stich lassen. Verstehen Sie, die Beweislast gegen Sie ist ganz schön erdrückend. Aber manche Aspekte sind überhaupt noch nicht geklärt. Zum Beispiel wissen wir, mit was für Leuten Jessica Thomson verkehrte. Wenn wir zum Beispiel beweisen können, daß da etwas war, in das sie Sie hineinziehen wollte – irgendeine Art subversiver Tätigkeit – eine Verschwörung oder etwas, in das sie Sie mit Gewalt verwickeln wollte – etwas, das Ihrer Künstlernatur völlig fremd war, so daß Sie sich in die Ecke gedrängt fühlten, verstehen Sie, verzweifelt . . . Das würde mildernde Umstände bedeuten. Falls es uns gelänge, sowas nachzuweisen und Sie zur Zusammenarbeit bereit sind, andere damit in Zusammenhang zu

bringen, ist nicht ausgeschlossen, daß Sie als Zeuge der Staatsanwaltschaft gegen sie verwendet werden. Verstehen Sie. Es besteht also eine sehr reale Chance. Wenn Sie mir helfen können . . .«

»Ich dachte, Sie wollen *mir* helfen.«

Einen Moment brachte ihn das aus der Fassung, doch dann änderte er seine Vorgehensweise. »Hören Sie, ich verstehe, daß Sie verbittert sind und keinem trauen. Aber dies ist Ihre letzte Chance, Joseph!«

Mr. Joubert, meine letzte Chance war der Tag, an dem ich Jessica Thomson kennenlernte.

Doch das einzige, was ich fragte, war nochmals: »Wer hat Sie engagiert?«

»Das habe ich Ihnen doch gesagt; es entspricht der Prozeßordnung. Ich habe Ihre Pflichtverteidigung *pro deo* übernommen.«

Da konnte ich nicht widerstehen: »Glauben Sie tatsächlich an Gott, Mr. Joubert?«

Zum erstenmal sah er wirklich betroffen aus. »Ich sehe nicht, was das damit zu tun hat.«

Ich zuckte mit den Achseln.

Dann fragte er mich aggressiv: »Glauben Sie an ihn?«

»Ich bin ›Coloured‹, Mr. Joubert. Sie erwarten doch nicht im Ernst von mir, daß ich an Gott glaube.«

Äußerst gekonnt änderte er nochmals seine Vorgehensweise.

»Sie sind gefoltert worden«, sagte er. »Das erklärt Ihre Haltung. Ich möchte, daß Sie mir alles darüber erzählen. Dann kann ich ihnen wirklich die Däumenschrauben ansetzen.«

In der Ferne piff eine Lokomotive, dann wurde der Laut weggeweht. Das bedeutete, daß es draußen windig war. Irgendwann, in ein, zwei oder drei Wochen, nach dem Prozeß, würde auch ich mit der Eisenbahn fortgebracht werden, nach Pretoria, und in irgendeiner frühen Morgenstunde würde dann der Gefängnishof geschlossen werden, es zum endgültigen Ruck kommen und ich Frieden finden, Frieden. Und der Wind bläst, wo er will.

»Was haben sie mit Ihnen gemacht?« Er ließ nicht locker. »Ich versichere Ihnen, das könnte einer unserer Hauptangriffspunkte

werden. Die Sicherheitspolizei hat Sie vor drei Monaten festgenommen, ehe Ihnen die Anklage bekanntgemacht wurde. Sowa geschieht im allgemeinen nur in politischen Fällen. Doch gegen Sie können sie nach drei Monaten nichts weiter als Mord vorbringen. Und sehen Sie sich an! Ich werde noch vor heute abend dafür sorgen, daß Sie vom Distriktsarzt untersucht werden. Wir werden ihnen die Hölle heiß machen.« Wieder neigte er sich zu mir herüber. Die Beschränktheit seines Repertoires war schon enttäuschend. »Bitte, haben Sie keine Angst. Sie können jetzt offen reden.«

»Ich bin müde. Und es spielt keine Rolle mehr.«

»Aber wie können Sie von mir erwarten, daß ich vor Gericht aufstehe und . . .« Er beherrschte sich, klappte nochmals das Aktenköfferchen auf, entnahm ihm einen Stoß Papier und legte ihn sich auf den Schoß, stand dann auf und lehnte sich an die Tür. »Bloß um Ihr Gedächtnis aufzufrischen. Die Fakten, um die es in diesem Fall geht . . .«

Der Prozeß dauerte eine Woche; einige Zuschauer fanden an jedem Verhandlungstag nur einen Stehplatz. Was auffiel, war, daß die meisten Frauen waren. Verbohrte alte Damen, die vermutlich ihren Korb mit Butterbrot mitgebracht hätten, wäre das erlaubt gewesen. Jüngere, mit Beamten verheiratete Frauen, die eigens zum Friseur gegangen waren und um die Hüften bereits matronenhaft in die Breite gingen – man sah förmlich vor sich, daß bei ihnen zuhause auf dem Mahagoni-Nachttisch mit Plastikplatte neben der Bibel und dem letzten Heft von *Reader's Digest* eine ›Praktische Anleitung für ein christliches Eheleben‹ lag, sechszwanzigste Auflage. Und dann die jüngst emanzipierten Frauen mit der pillenbedingten Selbstsicherheit im stahlharten Blick, der Art, wie sie das Kinn reckten, und der Unverschämtheit, mit der sie keinen BH trugen. Ein paar Sozialarbeiterinnen, Pastoren-Gattinnen und Studentinnen, darunter einige aus Stellenbosch. Bei allen individuellen Unterschieden ihrer allgemeinen Ablehnung des Sittenstrolchs sowie des gleichfalls allgemeinen Bedauerns darüber, daß man ihn gefaßt hatte, zeichnete sie durch die Bank würdevolle Gemeinheit aus.

Ein Theaterkritiker hätte das ganze wohl eine erfolgreiche Inszenierung genannt. Der hochgewachsene und ausgemergelte Richter befließigte sich überaus eleganter Manieren. Dank seiner treffenden Bemerkungen wurde das Verfahren nie langweilig. Es kam zu einem ausgewogenen Streit zwischen dem aalglatten Staatsanwalt und dem brillanten Pflichtverteidiger. Ein paar mal griffen sogar die Zuschauer in das Geschehen ein, wozu vornehmlich eine Dame mit Blumenhut beitrug, die das Verfahren am ersten Verhandlungstag immer wieder dadurch unterbrach, daß sie lautstark und erbarmungslos »Aufhängen!« rief, was so lange ging, bis zwei stämmige Gerichtsdienner sie unter nicht geringen Schwierigkeiten hinaus eskortierten.

Das einzig Kritische, das es anzumerken gälte, wäre wohl, daß der Angeklagte die ganze Zeit über zu passiv blieb. Gut möglich, daß sein ungebrochenes Schweigen die Phantasie der Zuschauer mehr beflügelte als etwa ein Gefühlsausbruch, eine Reihe obszöner Gebärden oder ein Angriff auf die Zuschauertribüne es vermocht hätten – doch im Grunde verstieß er damit gegen die ungeschriebenen Gesetze des ganzen Vorgangs. Es gehörte zu den grundlegenden Voraussetzungen einer solchen Gerichtsverhandlung, daß man den Guten als Guten erkennt und den Bösen als Bösen, und zwar mit der unterschütterlichen Gewißheit des Unterschieds zwischen Schwarz und Weiß.

So wurde am Ende auch nicht Beifall geklatscht. Eine unverheiratete Schwangere wurde ohnmächtig, doch das mochte andere Ursachen haben. Sie wurde hinterher von mehreren Sonntagsblättern interviewt. Dabei erwies sie sich unter anderem als leidenschaftliche Verfechterin der Todesstrafe als effektives Abschreckungsmittel in einer gemischtrassigen Gesellschaft.

Ich möchte nicht gegen die ›Wahrheit‹ des Falles verstoßen. Aber wie sollte der Fall selbst nicht gegen die Wahrheit dessen verstoßen, was zu ihm geführt hatte? Ich weiß noch genau, wie oft ich mich im Laufe dieser Woche, während ich wie abwesend den ›Fakten des Falles‹ lauschte, fragte: Ist das alles? Soll das alles sein, was von der Todesqual dieser Monate geblieben ist, dieser Ewigkeit des Kämpfens und Tastens, der Freude und des

Schmerzes? – diese Aufzählung von ›Fakten‹, die hier in der trockenen Juristensprache vorgenommen wurde, an der jahrelang gefeilt und gesiebt worden war, bis man nur noch das Allergrößte in Händen hielt? Und dann sah ich auf zu den Geieraugen der alten Damen, den erbarmungslosen Augen der Matronen, den blanken Augen der jungen Frauen – und der einzige Unterschied, den es zwischen ihnen gab, war der Grad ihrer Gier (kalte kalvinistische Ekstasen, Selbstbefriedigung im Geiste). Das einzige, was diese Augen bestätigten, war die Unausweichlichkeit dessen, was zu geschehen hatte – nicht als Folge des Mordes, denn sowas war banale Alltäglichkeit, sondern als Folge der einzigen von ihrer Gesellschaft anerkannten Unmoral: daß ein weißes Mädchen und ein brauner Mann es gewagt hatten, miteinander zu schlafen. Ich sah auf zu diesen Augen und dachte: Jetzt habt ihr mich also soweit, genauso wie die anderen vor mir in ihren Zellen, ihren Stationen und Folterkammern: nehmt mich und reißt mich in Stücke, eßt meinen Leib, trinkt mein Blut. Zum erstenmal ahnte ich in der Abgehobenheit dieses Gerichtssaals etwas von den mystischen Ekstasen des Säulenheiligen Simeon Stylites. Was geschehen war, hatte geschehen müssen, und zwar genau so, wie es geschehen war: das hier war eine weitere Station auf meinem Weg, und ich mußte sie durchstehen, ungerührt und voller Demut, weil sie genauso zu dem ganzen gehörte wie die Monate und Jahre, die ihr vorangegangen waren. Kein Tropfen des Kelches durfte ungetrunken bleiben, und sei er noch so demütigend oder banal. Das bildete den eigentlichen Daseinsgrund der neuen, im Gericht erreichten Station: daß das Intimste dessen, was zwischen ihr und mit geschehen war, alles, was ausschließlich uns gehört hatte, vor den geilen Augen der Welt ausbreitet und vorgeführt wurde. Aus diesem Grunde mußte ich es durchleiden, ohne das Leiden auch nur im mindesten zu genießen und damit erträglicher zu machen, es einfach aushalten, so wie ein Vogel die Luft aushält, durch die er fliegt, so wie die Flamme den Vorgang des Brennens aushält, gefangen in der äußersten Notwendigkeit ihres Tuns, völlig unabhängig von bewußtem und vernünftigen Handeln.

Lange Passagen hindurch hörte ich kein Wort von dem, was gesagt wurde, genauso wie bei Jouberts erstem Besuch in meiner Zelle. Oder aber es herrschte eine Distanz zwischen dem Prozeß und mir, als ob ich in Wahrheit nichts anderes wäre als ein Zuschauer bei einem ganz banalen Geschehen. Selbst wenn das, was gesagt wurde, mich unmittelbar und höchst bedrohlich betraf, erlebte ich es so, wie ich etwa im Theater-Foyer Photos von mir wahrnahm. Vielleicht entwickelt man eine Art Immunität gegen ›Fakten‹, nicht, indem man sie ausschließt, sondern im Gegenteil, indem man sich ihnen vollkommen öffnet.

»Euer Lordschaft, wir werden jetzt Beweise vorlegen, aus denen zweifelsfrei hervorgeht, daß der Angeklagte in der Nacht zum 13. April in dem Gebäude in Kloof Nek gesehen wurde, in dem die verstorbene Jessica Mary Thomson ihre Wohnung hatte. Kurz nach seiner Ankunft gegen zweiundzwanzig Uhr wurde er zusammen mit der Verstorbenen in einem Café in der Nähe dieses Hauses gesehen. Von dem aus sie, wie wir zu beweisen hoffen, in ihre Wohnung zurückkehrten. Bei dieser Gelegenheit wurde die Verstorbene zum letztenmal lebendig gesehen. Am nächsten Morgen, gegen elf Uhr, traf ein Freund der Verstorbenen, Mr. Richard Cole, vor ihrer Wohnungstür ein. Er war mit Miss Thomson verabredet. Als sich auf sein Klopfen hin nichts rührte, lieh er sich vom Hausmeister einen Doppelschlüssel aus. Mr. Cole wird aussagen, besorgt gewesen zu sein; denn tags zuvor hatte er sich mit der Verstorbenen über die Beziehung zwischen ihr und dem Angeklagten gestritten.«

Aufruhr im Saal. »Aufhängen!«

»Was verstehen Sie unter ›Beziehung‹, Mr. Mostert?«

»Wir werden durch Zeugenaussagen belegen, daß es sich um eine sexuelle Beziehung handelte, m'lord.«

»Und über welchen Zeitraum erstreckte sie sich?«

»Alles deutet darauf hin, daß dieses Verhältnis über ein Jahr bestand.«

»Sie haben nie versucht, das Land zu verlassen?«

»Soweit wir feststellen konnten, nein, m'lord.«

»Das wäre doch eine logische Lösung gewesen, nicht wahr? Man

könnte doch davon ausgehen, daß der Angeklagte seinen Beruf weiter hätte ausüben können. Und die Verstorbene war doch, wenn ich recht unterrichtet bin, ohnehin britische Staatsbürgerin, oder?»

Stimmengemurmel. »Aufhängen!«

Der Vertreter der Anklage schob seine Unterlagen zurecht, während mein Verteidiger sich offensichtlich verärgert erhob: wie oft hatte er mir bei unseren Gesprächen nicht die gleichen Fragen gestellt?

»M'lord, ich . . .«

»Fahren Sie fort, Mr. Mostert.«

»Am Karfreitagmorgen, dem 14. April, betrat Mr. Cole im Beisein des Hausmeisters die Wohnung der Verstorbenen und fand sie dabei in ihrem Schlafzimmer auf dem Bett liegend. Nackt und nur mit einem Laken bedeckt.«

»Aufhängen!«

»Unsere Gerichtsmediziner erklären, daß der Tod durch Erwürgen eingetreten war, und zwar mindestens zwölf Stunden vor Entdeckung des Leichnams; außerdem fanden sich Spuren eines Geschlechtsverkehrs vor Eintritt des Todes.«

»Aufhängen!«

»Der Staatsanwalt wird auf Ähnlichkeiten zwischen dem Haar des Angeklagten und einigen Haaren hinweisen, die die Verstorbene an den Fingern kleben hatte; darüber hinaus waren die unter ihren Fingernägeln gefundenen Blutspuren identisch mit der Blutprobe des Angeklagten. Es fanden sich zudem Kratzspuren auf seinem Rücken, die durch die Fingernägel der Verstorbenen hervorgerufen sein könnten.«

»Deutete irgend etwas auf einen Kampf hin?«

»Nicht im üblichen Wortsinn, m'lord.«

Nervöses Gekicher und Getuschel im Gericht. »Ruhe im Saal!«

»Die Polizei wird bezeugen, daß sich in der Wohnung eine Reihe von Dingen aus dem Besitz des Angeklagten fanden, unter anderem Briefe, Bücher, Schallplatten und diverse Unterwäsche – genauso, wie sich einige ihrer Briefe und Bücher in den Räumen befanden, die er im Malay Quarter bewohnte.«

»Ist all dies notwendig, Mr. Mostert?«

»Bei allem Respekt, m'lord: Wir sind bemüht, die besondere Art der Beziehung zwischen der Verstorbenen und dem Angeklagten deutlich zu machen.«

»Das Gericht interessiert sich mehr für das Ende dieser Beziehung, Mr. Mostert.«

»Wie Euer Lordschaft wünschen. Der Vertreter der Anklage wird bezeugen, daß das Auto des Angeklagten Samstag, den 15. April, unter einigen Zweigen am Wegrand in Bain's Kloof Pass aufgefunden wurde. Am nächsten Tag, Sonntag, den 16. April, tauchte der Angeklagte auf der Farm ›Skadukrans‹ im Gebiet von Bain's Kloof auf, wo er dann später verhaftet wurde.«

»Hat er irgendwelchen Widerstand geleistet?«

»Nicht den geringsten, m'lord. Er hat auch keinerlei Anstalten gemacht, irgend etwas zu leugnen. De facto hat er der Polizei gegenüber ein vollständiges Geständnis abgelegt.«

»Freiwillig?«

»Ganz aus freien Stücken, m'lord.«

»Wenn Euer Lordschaft gestatten . . .«

»Sie erhalten später noch Gelegenheit zu sprechen, Mr. Joubert. Bitte, fahren Sie fort, Mr. Mostert.«

»Wir hoffen, zweifelsfrei darlegen zu können, daß die Beziehung zwischen dem Angeklagten und der Verstorbenen einen Punkt erreicht hatte, wo sie im Rahmen der Gesetze und der traditionellen Lebensweise in unserem Land keine Zukunft mehr sah; daß der Angeklagte darüber hinaus auch noch eifersüchtig auf ein mögliches Verhältnis zwischen der Verstorbenen und Mr. Cole war; und daß er, da er es nicht ertragen konnte, sich von ihr zu trennen, einen Ausweg nur noch darin sah, sie zu töten.«

»Das Gericht wird sich, wenn alle Beweise vorliegen, selbst ein Urteil bilden, Mr. Mostert.«

»M'lord, wenn Sie gestatten, werde ich jetzt den ersten Zeugen aufrufen . . .«

Auf der Zuschauertribüne vernahm man Tuscheln und ein Hin-

und Herrutschen auf den Bänken – die Damen setzten sich bequemer hin. Das Vorspiel war vorbei und das Programm verkündet; jetzt konnten sie sich zurücklehnen und verfolgen, wie das Verfahren seinen Lauf nahm. Alles atmete eine gewisse Zufriedenheit aus, nicht unähnlich der Atmosphäre in einem Theater, in dem Shakespeare gespielt wird: das Stück war bekannt, jeder Satz und jede neue Szene kam wie erwartet – daher die ›Ruhe‹, von der Anouilh spricht, die stille Gefäßtheit angesichts des langsam sich erfüllenden Schicksals. Der Staatsanwalt hätte noch hinzufügen können: mit dem Belastungsmaterial beweisen wir erst dies, dann das und jenes; sodann wird das Gericht sich vertagen, und wenn es wieder zusammentritt, den Angeklagten schuldig sprechen; das getan, wird dem Urteil entsprechend verfahren werden und die Gesellschaft durch Abstoßen eines Antikörpers aus dem kollektiven Organismus wieder einmal gereinigt dastehen.

Während all dies langsam eintrat, blieb ich unter den Augen der vielen regungslos sitzen und war mir kaum bewußt, was um mich herum gesagt wurde. Gelegentlich konnte man etwas von den Straßen draußen hören, aber nur vage: einen ratternden Lastwagen, ein Auto, das wütend in der Keeromstraat hupte, das Geknatter eines Motorrads. Diese Geräusche erinnerten an andere, die beredter und deutlicher erkennbar kapstädtisch waren, gleichsam griffiger und subtiler in der Bedeutung: Die Rufe der Blumenverkäufer in der Adderleystreet; ein Chor der Heilsarmee, der mutig sein ›Vorwärts, christliche Soldaten‹ sang; das ohrenbetäubende Geschrei der Zeitungsverkäufer am Eingang zum Park; die rauhestimmigen Klagelaute des Nebelhorns am Mouille Point, das klang, wie das Brüllen eines kranken Ochsen in der Ferne; Kinder, die zwischen Obstkarren und Ladengewirr im District Six spielten oder hoch am buntscheckigen Hang von Signal Hill; der Kanonenschuß in der Mittagsstunde und die Tauben, die mit dem schwirrenden Harfenlaut ihrer Schwingen auf-fliegen; Schiffshörner, die dumpf im Hafen tuten; der ganze graue Lärm der Stadt, die tief unter Jessicas Balkon in Kloof Nek daliegt.

Dieser Balkon spielte eine zentrale Rolle in dem Jahr, das wir gemeinsam verlebten. Er bildete den Ausgangspunkt für unsere Ausflüge, war der Zufluchtsort, an den wir zurückkehrten, ein Orientierungspunkt. Diese Rolle wurde weitgehend bestimmt durch die Tatsache, daß der Balkon jener Ort war, wohin wir uns zurückzogen, nachdem wir zum erstenmal in Bain's Kloof gewesen waren.

Dabei kann genau genommen von einem erstenmal keine Rede sein, denn es gab kein anderes Mal. Trotzdem wäre es unrichtig, es ›das einzige Mal‹ zu nennen, denn im Geiste kehrten wir oft dorthin zurück. Solche Orte gibt es in jeder Beziehung, wie bestimmte Musikstücke, Bücher oder Farben, die ein Paar ›unser‹ nennt. Dabei war Bain's Kloof in Wirklichkeit weit mehr als ›unser Ort‹. De facto wurde es im Verlauf eines Jahres zu weit mehr als nur einem geographischen Punkt; es war die Bezeichnung für einen Geisteszustand, eine Daseinsdimension. Von Kindesbeinen an, aus einer Zeit, da die Bibel noch eine Rolle spielte, erinnere ich mich an eine Episode, die einen unauslöschlichen Eindruck bei mir hinterlassen hat: jene Stelle, da Jesus die Jünger über den See hinweg fortschickte, um sich allein in die Berge zurückziehen zu können. Diese Eigenschaft des von allem anderen Getrenntseins, der Weltabgeschiedenheit, nahm Bain's Kloof für mich und Jessica an. Vielleicht bedeutete es die Geburt von etwas, das es vor der Erschaffung des ›uns‹ nicht gegeben hatte.

Ich hatte mich erboten, ihr das Boland zu zeigen. Damals war sie rund ein halbes Jahr in Südafrika, war überwältigt von Eindrücken und sich nicht ganz sicher, ob sie ihre Sachen packen und nach England zurückkehren sollte. Sie lag noch im Bett, als ich an jenem Donnerstag morgen bei ihr klopfte. Mit einem uralten blauen Austin nahmen wir die Straße nach Stellenbosch, French Hoek und Paarl. Wir schrieben den 18. April, in Weinbergen und Pappeln war es bereits Herbst, während er sich in den Eichen gerade erst bemerkbar machte. In den Bergfalten hingen noch nicht die Nebelschwaden des Mai, doch hatte die Landschaft bereits jene Durchsichtigkeit, die den April im Westen der Kappro-

vinz auszeichnet, wenn die Sonne klar und ruhig wird und nicht mehr so gleißend grell scheint wie zuvor, da die Tage sich am Rande kühl zu entfalten scheinen, in der Mitte hingegen bereits wohltuend warm sind; da Stimmen zwischen den Bäumen klarer klingen als zuvor und die Muster der Blätter sich auflösen in den unzähligen Farbpunkten eines Seurat-Gemäldes. Es ist, als würden die Menschen in dieser Zeit verletzlicher und würdevoller in ihrer auffälligen Vereinzelung, wenn sie über die staubigen Straßen dahinziehen; die Luft hat etwas von der Traurigkeit von Trauben, und in den hohen Bäumen gurren unverkennbar die Turteltauben. Auf den Höfen der weißgetünchten Farmhäuser grunzen Schweine zwischen den Eichen; Hühner sitzen auf den Sonnenflecken zwischen den Bäumen; in den Weingärten sind die Gänge zwischen den schnurgeraden Rebstockreihen rot und gelb und blau getüpfelt von den Hemden und Röcken der Arbeiter. Leere Kisten stapeln sich vor der Scheunenwand, und alles ist schwer vom Duft des Mostes und des jungen Weins.

Ich brachte sie dorthin, wo ich aufgewachsen war, zu einem der kleinen weißen Häuser der Arbeiter hinter dem Anwesen der Kap-Holländer in der Nähe von Paarl. Das Haus war noch da, kleiner, als ich es in der Erinnerung hatte, schmalbrüstiger und mit kahleren Fenstern. Unter der Eiche vor der Vordertür hing eine Schnur mit getrockneten Fischen, und eine Schar brauner Kinder lief unbekümmert hinter einem ziemlich wackeligen Kistenwagen den Abhang hinunter. Auf ›unserer‹ Schwelle saß ein kleines Mädchen in rotkariertem Rock und mit vielen kleinen Zöpfen, die ihr in allen Himmelsrichtungen vom Kopf abstanden. Sie hatte einen aufgebrochenen Granatapfel auf den schmutzigen Knien liegen und pulte fein säuberlich die eßbaren Samen aus den Kammern heraus, um sie einen nach dem anderen in ihrem Mund verschwinden zu lassen.

Vermutlich sollte dieser Besuch für Jessica so etwas wie eine Probe aufs Exempel sein. Ich wollte sehen, wollte ganz sicher gehen, wie sie reagierte. Deshalb sagte ich nach einigen Minuten mit vollem Bedacht: »Hast du auch so einen Wagen gehabt?«

»Ja. Zuerst war er leuchtend rot gestrichen, doch blätterte die

Farbe bald ab; die Räder stammten von einem alten Kinderwagen, der im Hinterhof von Kahn & Co. stand. Ihre Hühner hatten darin gegluckt, da sie ihn uns aber nicht verkaufen wollten, haben wir ihn eines Nachts geklaut.«

Sie lachte mit dem für sie typischen, leichten Frohlocken in der Stimme und legte ihre Hand auf die meine. Wie gut ich mich daran erinnere! Dieser ständige Drang bei ihr, andere anzufassen! Es war für sie genauso natürlich wie Essen und Schlafen – war eine Bestätigung des Lebendigseins.

»Du mußt glücklich gewesen sein.«

»Ich war arm.«

»Glücklich. Mit deinem roten Kistenwagen und deinen Spielkameraden. Ich wünschte, ich könnte mit dir tauschen.«

»Aber du hast mir doch erzählt, wie glücklich du warst.«

»Stimmt schon. Aber es war anders.« Während sie sprach, zog sie mit einem ihrer Finger die Umrisse meiner Hand nach, und ich war mir der Berührung durch sie mehr bewußt als ihrer Worte. »Ich bin immer nur allein gewesen, verstehst du. Mein Bruder war soviel älter als ich und besuchte schon Harrow, als ich geboren wurde. Meine Eltern kamen nur zum Wochenende auf das Gut heraus, und selbst dann war es noch etwas ganz Besonderes, wenn ich einmal mit ihnen zusammen essen durfte. Für alles andere war das Kindermädchen da.«

»Aber du hast doch gesagt, sie wäre eine wunderbare Geschichtenerzählerin gewesen.«

»Oh ja. Vormittags, im Kinderzimmer, oder sonst abends in meinem schmalen, weißen Bett mit den hohen Pfosten.« Ihr kleines Lachen. »Überm Kopf hatte ich immer eins von diesen viktorianischen Messingschildern, auf denen steht: *Gott sieht dich!* Meine Nanny ließ sich keine Gelegenheit entgehen, mich daran zu erinnern. Manchmal wachte ich nachts angstgepeinigt auf und bildete mir ein, ein Auge wie ein glühendes Stück Kohle säße da über meinem Bett, traute mich aber nicht, wirklich hinzusehen.«

»Aber tagsüber warst du glücklich. Hast du gesagt. Du hast mir alles von deinem Königreich erzählt.« Den Märchenschlössern

unter den Birken, dem eigenen Spielhaus in einer Gartenecke und den Elfen, die auf dem Kricketrasen tanzten.

»Ja.« Ihre Hand umschloß die meine kräftiger. »Aber allein, Joseph. Verstehst du denn nicht? So furchtbar allein. Was sich auf lange Sicht bei einem bemerkbar macht. Da wird etwas daraus, das man niemals mit jemand teilen kann, selbst dann nicht, wenn man wollte. Man scheint immer mit was zurückzuhalten.«

»Hast du denn überhaupt keine Spielkameraden gehabt?«

»Manchmal. Den Sohn des Gärtners.« Ein spitzbübisches Lächeln. »Wir müssen zehn oder so gewesen sein.«

»Was habt ihr gemacht?« fragte ich, und eine unerklärliche Welle der Eifersucht stieg in mir auf.

»Was alle Kinder machen, denke ich. Unter den Bäumen Fangen spielen, sich balgen, miteinander streiten. Wir haben uns die Kleider ausgezogen und uns mit großem Interesse gegenseitig untersucht. Und dann zurück zu *Gott sieht dich*.«

»Den Hals umdrehen möchte ich dem kleinen Dreckskerl am liebsten.«

Sie lachte. »Es hat nicht lange gehalten.« Weniger überschäumend. »Schließlich gab es nach der ersten Neugier nichts, was uns wirklich zusammenhalten konnte. Und viel bedeutet hat es auch nicht. Damals nicht. Doch als das gleiche später mit anderen nochmals passierte, als ich älter war, da wurde es schlimmer: ein bißchen Neugier, ein bißchen was Gemeinsames, ohne jemals den anderen zu erreichen. Und da bekommt man es nach und nach mit der Angst zu tun. Man fürchtet, es könnte so etwas wie Schicksal sein und sich nichts daran ändern.«

»Ich liebe dich.«

Langsam, zögernd und dann geradezu fassungslos schüttelte sie den Kopf. »Wie kann man sicher sein? Woher soll man es nach so kurzer Zeit wissen? Wir kennen uns kaum. Zehn Tage.«

»Zeit hat nichts damit zu tun, Jessica. Ich – wir . . .«

»Laß uns gehen«, unterbrach sie mich. »Du sagtest, es wäre noch eine lange Fahrt.«

Wir waren bereits etliche Kilometer auf der Wellington Landstraße gefahren; sie hatte die Sandalen abgeschüttelt und ihre

nackten Füße auf den Rand des Sitzes neben mir gestellt, als sie plötzlich sagte: »Weißt du, ich hätte Süßigkeiten für die Kinder kaufen sollen. Aber dann überlegte ich: Mal angenommen, ich schenkte ihnen Süßigkeiten, dann hättest du das Gefühl, ich würde versuchen, *dir* etwas zu schenken.«

»Und warum willst du mir nichts schenken?«

Sie schaute geradewegs nach vorn. »Weil ich denke, wenn ich erstmal damit anfinde, dir Geschenke zu machen, würde ich dir alles geben wollen.«

Ich sah sie nicht an. Ich wußte einfach, daß sie neben mir war, das violette Kopftuch über dem dunkelblonden Haar, die Augen groß und braun und unergründlich, die Linie ihres Profils mit solcher Klarheit und solcher Zuversicht gezeichnet: kleine gerade Nase, sanfte Wölbung des Mundes, aggressives Kinn – wie weit sie sich auch von ihrer oberen Mittelklassenwelt entfernt haben mochte, sie hatte doch etwas von der ununterdrückbaren Würde ihres Herkommens bewahrt.

Von Wellington aus nahmen wir die Straße nach Bain's Kloof. Es war halb vier, als wir das Hotel auf dem Gipfel erreichten, wo wir anhielten, um den Blick über die herbstlichen Täler und Hänge zu genießen. Keiner von uns sprach. Ohne zu fragen, stieg sie aus, um uns im Hotel Bier zu kaufen, und brachte die Dosen hinaus zum Wagen. Die selbstverständliche Aufmerksamkeit, die in der Geste zum Ausdruck kam, rührte mich – schließlich konnten wir das Hotel nicht gemeinsam betreten. Diese Kleinigkeiten, mit denen das Herz sich nie ganz abfinden kann, machen einen überempfindlich.

Als ich die Hand ausstreckte, um den Zündschlüssel umzudrehen, sagte sie: »Ich will noch nicht zurück.«

»Hinter dem Hotel ist ein wunderbares Kloof.« Ich zögerte. »Aber es ist schon fast vier.«

»Wir haben's doch nicht eilig, oder? Bitte, bring mich hin.«

So ließen wir das Auto beim Hotel stehen und folgten dem schmalen Pfad, der zu der dahintergelegenen Schlucht führte. Wir stiegen den felsigen Abhang zum Bachbett hinunter. Es waren keine anderen Menschen da. Wir zogen die Schuhe aus,

sprangen leichtfüßig von Felsen zu Felsen und im Zickzack über den schmalen Wasserlauf. Wir sprachen nicht. Manchmal kraxelte ich einen Felsen hinauf und streckte ihr die Hand hin, um ihr heraufzuhelfen; dann sagte sie atemlos: »Danke!« Oder aber sie lief voraus und wartete auf mich, indem sie sich neben einen winzigen Tümpel im Felsen hockte und zu mir auf sah, wenn ich näherkam: »Schau!« Sie zeigte auf winzige Fischlein, einen Frosch oder auf bunte Kiesel auf dem felsigen Bett des Baches unten.

Anderthalb Kilometer, zwei Kilometer. Die Felswand zu beiden Seiten stieg steil, fast senkrecht an. Ab und zu ein Vogelruf. Abgesehen von dem sinnlichen Glucksen des Wassers herrschte absolute Stille. Die Bergluft war schwer vom warmen Duft von Buccostrauch und Wildkräutern.

Auf einem großen, grauen Felsblock ließen wir uns schließlich nieder, sie das Kinn auf den hochgezogenen Knien und die schmalen Hände auf den Füßen. Ich lag, auf die Ellbogen gestützt, da und beobachtete sie.

Ich erinnere mich an alles mit einer Genauigkeit, als wäre es in Quarz verewigt.

»Ich habe überhaupt nichts mitgebracht«, sagte sie nach einiger Zeit.

»Hast du Hunger?«

»Ich meine nicht Essen oder sowas.« Sie verharrte wieder in Schweigen; die Muster des vom Wasser zurückgeworfenen Lichts tanzten ihr übers Gesicht. »Ich meine: Wir haben überhaupt nichts von der Welt unten mit heraufgebracht. Nichts. Nur uns.« Das war von mutwilliger Gefährlichkeit. Als wäre die Geschichte plötzlich außer Kraft gesetzt und als wartete alles nur darauf, geboren zu werden; als ob nichts weiter als dieses Kloof jemals existiert hätte, formlos und leer; Dunkel auf dem Antlitz der Tiefe; die Welt, die auf uns wartete, um anzufangen zu sein und sich ihrer selbst bewußt zu werden.

Sie stand auf. Und mit der Selbstverständlichkeit, die so charakteristisch für sie ist, fing sie an, sich auszuziehen. Ich verfolgte, wie ihr Körper sich aus ihrem Hemd, den Jeans und dem schwar-

zen Höschen herausschälte. Sie nahm das Kopftuch ab und schüttelte sich das Haar über die Schultern. Sonnenlicht lag auf ihren kleinen, weißen Brüsten und dem satten Gold ihres Liebeshaars. Dann machte sie einen Kopfsprung und tauchte. Ich stand auf, zog mich gleichfalls aus und folgte ihr. Das Wasser umfloß uns mit wollüstiger Kühle und lieb kostete uns. Mit mühelosen, gleichmäßigen Zügen schwamm sie auf eine flache Höhle am gegenüberliegenden Ufer zu, wo die hellen Reflexe phantastisch über die Oberflächen tanzten. Ich wandte mich einer anderen Felsformation zu, und eine Zeitlang aalten wir uns in der spätnachmittäglich warmen Sonne. Nur das bernsteinfarbene Wasser trennte uns. Dann tauchten wir wieder, lachten und tummelten uns, wobei unsere Körper einander berührten. Einen flüchtigen Moment lang schmiegte sie sich mit einem Gefühl von Dringlichkeit an mich, dann trennten wir uns verlegen wie Kinder, die bei einem verbotenen Spiel ertappt wurden.

Ich reagierte wie ein kleiner Junge, tauchte von ihr weg tief hinab, um einen der kleinen, glatten Kiesel von unten heraufzuholen. Er war vollkommen rund und weiß und wies nur eine leichte Riefe auf einer der beiden Wölbungen auf. Ich brachte ihn ihr hoch auf den Felsen, wo wir unsere Kleider gelassen hatten, und legte ihn in ihre Hand. Für einen Moment gingen wir beide ganz im Interesse für den Kiesel auf. Doch irgendwie war es qualvoll; wir waren einander noch nie so preisgegeben – eine Preisgabe, die mit der Nacktheit unserer Körper nichts zu tun hatte. Mit eigentümlicher Intensität strich sie über die Riefe, die in das glatte Rund des Steins eingegraben war.

»Es ist ein Mädchen«, sagte ich.

Sie sah auf. »Ich wünschte, man könnte so sein wie dieser Stein hier«, sagte sie. »Wie dieser Kiesel. So glatt und so ganz. Wenn ich ihn fallen lasse, wird er es überstehen, denn er kennt keinen Stolz. Er ist so vollkommen er selbst.«

»Jessica!«

Sie hob mir das Gesicht entgegen, das vom Wasser noch feucht und wie neugeboren war in dem späten Licht. Wir küßten uns. Überhaupt nicht leidenschaftlich. Fast keusch. Sie hielt die

Augen geschlossen. Sie ließ den Kiesel fallen. Beide waren wir uns ruhig seines Fallens bewußt. Und dann folgten wir ihm, hinunter aufs Gras unterhalb des Felsens, wo es weicher war.

»Ja«, flüsterte sie nach einer langen Zeit. »Komm in mich.«

Nachdem der Rausch unserer Körper abgeklungen war, legte ich mich neben sie, hielt sie im letzten Überschwang der Sonne dieses Tages in den Armen und schlief ein. Ich weiß nicht, für wie lange. Die Sonne war jedenfalls untergegangen, als ich aufwachte und feststellte, daß sie wach war wie ich und ihre Augen die meinen erforschten.

Wie man es in den Stunden der Liebe tut, flüsterte ich: »Hast du Angst?«

»Nein.« Ihre braunen Augen verrieten keine Unruhe. »Jetzt nicht. Dabei ist es das erstemal seit weiß ich wie langer Zeit. Aber wenn wir zurückkehren, Joseph . . . ? Ich habe Angst, daß ich mich dann fürchten könnte.«

»Denk jetzt nicht daran. Grenze die Zukunft nicht ein, indem du sie schon jetzt in eine bestimmte Richtung zwingst.«

»Aber die Zukunft hat bereits begonnen.«

»Wir dürfen nichts ausschließen, was geschehen könnte«, gab ich zu bedenken. »Wir dürfen nichts leugnen, was uns erwartet. Aber jetzt ist jetzt.«

»Ja.« Sie setzte sich auf. »Ich möchte jetzt, daß es bleibt.« Dann küßte sie mich. Und fing ganz gemächlich an, meinen Körper zu streicheln, bis ich ihren Mund wieder zu meinem führte und nochmals in sie eindrang, diesmal mit mehr Selbstvertrauen und leidenschaftlicher als zuvor. Allmählich begann sie unter mir zu stöhnen, die hilflosen kleinen Laute der Liebe wurden lauter und gingen schließlich in freudiges Schluchzen über, als meine eigene Lust aufstieg, der ihren in geheimen Tiefen zu begegnen. Als wir uns schließlich trennten, blinkten die ersten Sterne.

Wir blieben sitzen, saßen einfach da, der Mond stieg auf und umspielte mit seinem still gedämpften Licht ihre Wangen und Schultern. Wir wußten, daß wir bald zurückkehren mußten, schoben es aber immer weiter hinaus, bis es nicht mehr mög-

lich war, denn inzwischen war der Mond alt über den Bergen geworden.

Wir standen auf. Im dämmerigen Licht hielt ich ihr Gesicht zwischen den Handflächen. Ich küßte sie nicht einmal. Ihre Finger lagen auf meinen Handgelenken. Das war alles. Und doch war es der intensivste Kontakt, den ich in meinem ganzen Leben mit irgend jemandem gehabt hatte.

»Das bist du«, flüsterte ich mit dem außergewöhnlichen Gefühl, eine überwältigende Wahrheit zu entdecken.

Und sie, leiser als ein Flüstern, kaum ein Seufzer, sagte: »Das bist du.«

Wir halfen einander, uns anzuziehen; machten uns auf den Heimweg, zögernd und langsam, denn von nun an hatte die beklemmende Angst zu wachsen begonnen.

Wenn ich jetzt daran zurückdenke, weiß ich, daß nichts in meinem Leben schöner gewesen ist als dieser erste, unschuldige Kuß, diese erste, unbeschwerte Begegnung unserer Körper. Doch jenseits dieses Kusses und dieser Begegnung lagen die Nacht und alle Wildheit der Welt. *Gott sieht dich.*

Nachdem die Beweisführung der Anklage abgeschlossen war, wurde als erster Richard in den Zeugenstand gerufen. Er wirkte dünner und ganz gewiß sehr viel älter als im April, als ich ihn das letztemal gesehen hatte. Als er im Zeugenstand mir gegenüber seinen Platz einnahm, bedauerte ich plötzlich, ihn nicht besser zu kennen, ja, daß er für mich eigentlich immer ein Rätsel gewesen war; dabei hätte ausgerechnet er wichtig für mich werden können. Er sah mit seiner grauen Mähne und der übertrieben penibel ausgesuchten Krawatte eindrucksvoll aus wie eh und je – eben wie der hochmütige und leicht zerstreute Professor. Mich hatte seine Vorliebe für teure modische Kleidung stets verwundert; er wirkte immer ein wenig schlaksig und schien die Anzüge mit seinen überlangen Gliedmaßen nie ganz auszufüllen. Dann war da noch diese Eigenschaft, die ich nur als ›Körperlichkeit‹ beschreiben kann und die paradoxerweise besonders solche Menschen auszeichnet, die ihren Körper abzulehnen scheinen. Was

einem bei jedem Gespräch mit Richard sogleich auffiel, war sein scharfer Verstand und seine Fähigkeit, abstrakt zu denken. Gleichzeitig konnte ich mich nie mit seinem Körper abfinden, seiner wallenden Mähne, seinen grobknochigen Gliedmaßen und vor allem nicht mit seiner Behaartheit. Mochte er – wie auch an diesen Tag fürs Gericht – noch so tadellos gekleidet sein, ich konnte nie vergessen, wie fellartig behaart er an Brust und Armen und auch am Bauch war; selbst auf dem Rücken war er bis zum Gesäß hinunter von Haaren bedeckt. Obwohl ich ihn nur ein einziges Mal nackt gesehen hatte, sah ich ihn ständig mit Jessicas Augen an. Vielleicht ist mein fasziniertes Abgestoßensein nur die natürliche Reaktion des glatthäutigen Mannes auf einen stark behaarten (›Siehe, mein Bruder Esau ist rau und ich glatt.‹); vielleicht aber hätte jeder so reagiert, der die Glätte und Schönheit der Frau kannte, die ich liebte.

Während des Kreuzverhörs steuerte Joubert schon nach kurzer Zeit auf die Frage zu, wie denn unsere Beziehung gewesen sei.

»Mr. Cole, Sie sagten, Sie wären am Karfreitag morgen, dem 14. April, mit der Verstorbenen verabredet gewesen. Nun wissen wir aber bereits, daß Miss Thomson und der Angeklagte ein Verhältnis miteinander hatten.« Die Anwesenden machten große Augen. »Ich wüßte gern mehr über die genaue Rolle, die Sie in dieser Beziehung gespielt haben. Als Schriftsteller sind Sie sich bestimmt der Gefahren bewußt, die jedem Dreiecksverhältnis innewohnen.«

»Ich habe Miss Thomson bald nach ihrer Ankunft in Südafrika kennengelernt. Sie war besonders für unser Land aufgeschlossen, und da habe ich es mir zur Aufgabe gemacht, sie genauer mit den Lebensumständen hier bekannt zu machen.«

»Und das zweifellos in edelster Absicht«, sagte der Anwalt leise. »Welch ein Jammer, daß diese Art von Interesse allzuoft nur von einer Seite besteht.«

Richard lief rot an, was zur Folge hatte, daß die feine Äderung auf Nase und Wangen sich tief violett färbte.

»Miss Thomson war Sozialanthropologin, und ich habe So-

zialanthropologie an der Universität gelehrt. Sie betrachtete mich als ihren Mentor.«

»War Ihr Verhältnis zu Miss Thomson rein platonisch, Mr. Cole?«

»Ich weiß nicht, was das mit dem Fall zu tun hat«, erwiderte Richard ärgerlich.

»Im Gegenteil; es ist von größter Wichtigkeit für die Verteidigung«, beharrte Joubert.

Der Richter faltete die langen schmalen Hände. »Das Gericht würde gern Ihre Antwort auf diese Frage hören, Mr. Cole.«

»Ich war von Anfang an in Miss Thomson verliebt, my lord.« Die Hände leicht verkrampft um die Balustrade des Zeugenstands gelegt, stand er eine ganze Weile reglos da. »Doch für eine sehr lange Zeit gab es keinerlei Hinweis auf das, worauf Sie anspielen.«

»Das Gericht hat eine Frage gestellt, Mr. Cole: es hat auf nichts angespielt.« Er richtete seine Robe. »Dann dürfen wir also annehmen, daß Miss Thomson nicht daran interessiert war, etwas am Wesen dieser Beziehung zu ändern?«

»Wenn Sie unbedingt wollen, ja.«

»Sie aber hätten es gern gesehen, wenn sich daran etwas geändert hätte?« stichelte Joubert.

»Ich habe bereits gesagt, daß ich sie liebte.«

»Sie haben weiterhin versucht, einen Sinneswandel bei ihr herbeizuführen?«

In dem Bemühen, sich gegen eine solche Unterstellung zu wahren, wandte Richard sich an den Richter. »Euer Lordschaft . . .«

Doch der Richter lächelte sehr kalt und sagte: »Der Mentor in der Rolle des Peinigers, Mr. Cole?«

Joubert: »Waren Sie sich darüber im klaren, in welchem Verhältnis der Angeklagte und die Verstorbene zueinander standen?«

Richard: »Das ging mir erst viel später auf.« Er vermied es, zu mir herüberzusehen. »Zu Anfang habe ich in Joseph Malan nichts weiter als einen Freund von Miss Thomson gesehen. Ich

bin es ja sogar gewesen, der ihn ihr vorstellte. Sie hatte viele Freunde. Sie wirkte einfach anziehend auf Menschen.«

Joubert: »Und Sie fanden nichts Besonderes an so einer Freundschaft?«

Richard: »Soweit es sie betraf, nein. Natürlich nicht. Ich habe selbst viele schwarze Freunde. Ich habe nie zugelassen, mir meine Freundschaften von vernunftswidrigen Gesetzen diktieren zu lassen, die nur dazu dienen, Menschen voneinander fernzuhalten.«

Der Richter: »Bitte, antworten Sie nur auf die Fragen, Mr. Cole. An politischen Reden ist das Gericht nicht interessiert.« Eine kurze Pause. »Wenn ich recht unterrichtet bin, haben Ihre politischen Ansichten Sie schon einmal in Schwierigkeiten gebracht. Und ins Gefängnis.«

Richard: »Das lag nur daran, daß ich vor drei Jahren in der Transkei . . .«

Der Richter: »Das ist für den vorliegenden Fall völlig unerheblich.«

Joubert: »Wenn Euer Lordschaft gestatten: Vielleicht halten wir es zu einem späteren Zeitpunkt für notwendig, noch einmal darauf zurückzukommen.«

Richter: »Das Gericht wird darüber befinden, wenn es soweit ist.«

Joubert: »Nun, Mr. Cole, wir haben festgestellt, daß die Freundschaft zwischen der Verstorbenen und dem Angeklagten Sie anfangs nicht störte. Können Sie uns sagen, zu welchem Zeitpunkt Sie anfangen, anders darüber zu denken?«

Richard: »Ich habe im letzten Jahr sechs Monate in Johannesburg verbracht und für ein Buch recherchiert . . .«

Joubert: »Sind Sie in dieser Zeit mit Miss Thomson in Verbindung geblieben?«

Richard: »Wir haben uns geschrieben.«

Joubert: »Handelte es sich bei dieser Korrespondenz um Briefe, wie sie gewöhnlich zwischen Schüler und Lehrer gewechselt werden?«

Richard: »Wenn Sie es so nennen wollen.«

Joubert: »Es waren keine Liebesbriefe?«

(Geflüster unter den Frauen auf der Zuschauergalerie.)

Richard: »Unsere Korrespondenz war privater Natur.« Pause.

»Gut: Ich habe in den Briefen von Liebe geschrieben.«

Joubert: »Und wie sah das von ihrer Seite aus?«

Richard: »Sie hat nie etwas erwähnt, das bei mir den Gedanken hätte aufkommen lassen . . .«

Richter: »Und dann kehrten Sie ans Kap zurück. Wann war das?«

Richard: »Ende Oktober.«

Joubert: »Und da stellten Sie fest, daß sich zwischen Miss Thomson und dem Angeklagten etwas entsponnen hatte?«

Richard: »Jawohl. Gleich nach meiner Rückkehr.«

Joubert: »Hat Sie das schockiert?«

Richard: »Ich habe mich darüber aufgeregt.«

Joubert: »Weil Joseph Malan Coloured war?«

Richard: »Weil er ein Rivale war.« Sich den Richtern zuwendend: »Euer Lordschaft, ich bin Schriftsteller. Ich interessiere mich für den Menschen, nicht für seine Hautfarbe.«

Im Laufe dieses eintönigen Nachmittags, während eine verirrte Biene immer wieder gegen die Fensterscheibe stieß, hörte ich Richard sämtliche Aussagen wiederholen, die ich ihn mit den gleichen Worten so oft hatte machen hören. Hier im Gericht hörte sich das alles hochtrabend und unwirklich an: Sein Interesse am ›Menschen‹ hatte so wenig mit lebendigen Menschen aus Fleisch und Blut und mit Händen, Füßen und Gesichtern zu tun. Nicht einmal ich – und manchmal denke ich sogar Jessica – war für ihn mehr als ein Bündel von Ideen und Abstraktionen, das nur dazu diente, das Maß seiner Überzeugungen und Ansichten abzugeben. Es gab sogar einen Zeitpunkt, da ich ihn haßte, einen Zeitpunkt, da ich besinnungslos eifersüchtig auf ihn war; und es hat eine Zeit gegeben, da er mir leid tat. Doch all dies war an dem Tag im Gericht wie weggewischt, als ob es das nie gegeben hätte.

Der Anwalt war genauso unermüdlich wie die Biene an der Fensterscheibe. Er variierte seine Vorstöße mit anscheinend harmlosen Fragen, wobei er noch den Verständnissvollen hervorkehrte.

Und dabei bohrte er die ganze Zeit über in der Tiefe, um möglichst viele Einzelheiten zutage zu fördern und sie in sein Verteidigungssystem einzubauen. Die Zuhörer waren gebannt – nicht so sehr von dem Spiel als solchem, sondern von den kleinen, intimen Details, die hier ans Licht gebracht wurden. Joubert ließ nicht locker. Er mußte Richards Glaubwürdigkeit erschüttern, mußte sich bemühen, ihn in eine Ecke zu drängen, wo er entweder etwas zu meinen Gunsten zugeben oder sonst etwas aussagen mußte, das Unsicherheit in Bezug auf mein Verhalten aufkommen ließ. Infolgedessen hackte er auf den letzten paar Monaten herum.

Joubert: »Haben Sie in Bezug auf das Verhältnis zwischen Miss Thomson und dem Angeklagten nichts unternommen? Haben Sie nie mit ihr darüber gesprochen?«

Richard: »Selbstverständlich habe ich mit ihr darüber gesprochen. Ich habe versucht, sie zu überzeugen . . . Was hat es für einen Sinn, das alles hier aufzuwärmen?« Seine Stimme verriet Argwohn und Verzweiflung: »Sie waren für uns alle die Hölle, diese paar Monate!«

Joubert: »Was heißt: für uns alle?«

Richard: »Für Jessica – Miss Thomson –, Joseph und mich. Wir konnten einfach nicht mehr.«

Joubert: »Was genau verstehen Sie darunter?«

Richard: »Genau das, was ich sage.«

Joubert: »Was geschah?«

Richard: »Nichts. Das ist es ja gerade, was es so unerträglich machte. Es passierte nichts. Dabei haben wir alle die ganze Zeit über darauf gewartet, daß etwas geschah.«

Joubert: »Daß *was* geschah?«

Richard: »Daß es zu irgendeiner Art Explosion kam. Schließlich war es unausweichlich, daß es dazu kam.«

Joubert: »War es das?«

Richards Stimme verriet den Grad seiner Zermürbtheit. »Sie werden doch wohl begreifen, daß es eine unmögliche Situation war. Es konnte unmöglich endlos so weitergehen.«

Unermüdlich fuhr Joubert fort: »Warum nennen Sie sie eine ›unmögliche Situation‹?«

»Aber begreifen Sie denn nicht?« Einen Moment verlor Richard die Geduld. »Ich liebte sie. Ich beehrte sie. Und sie . . .« Er suchte nach Worten.

»Warum haben Sie denn nicht aufgegeben, als Sie begriffen, daß es hoffnungslos war weiterzumachen?«

»Weil ihre Affaire mit Joseph keine Zukunft haben konnte.«

»Und als Sie ihr zu helfen versuchten, taten Sie das aus reinem Altruismus?«

»Ich habe sie geliebt.«

Über die braune Balustrade lehnte er sich vor; seine Hände stützten den schweren Körper ab, die Ellbogen zeigten nach außen. Und wieder überwältigte mich die alte Zerrissenheit in ihm, und ich erinnere mich, gedacht zu haben: *Ach, wollte dies allzu, ja allzu feste Fleisch doch vergehen . . .!*

»Und so zog es sich dann bis April hin, bis endlich etwas passierte?«

»Nein, es ging schon vorher los.«

»Ah, wollen Sie damit sagen, Sie wären vorangekommen?«

»Von Mitte Januar bis Ende Februar war Joseph mit dem Theater auf Tournee und damit nicht in Kapstadt. Miss Thomson blieb hier. Sie brauchte Erholung. Wir dachten, es würde für uns alle eine Verschnaufpause sein . . .« Schweiß stand ihm auf der Stirn. »Es konnte einfach nicht so weitergehen, Euer Lordschaft. Wir konnten es einfach nicht mehr aushalten.«

»Während der Angeklagte also fort war . . .?«

Er sah zu Boden. Das Haar verdeckte seine Augen.

»Nun, Mr. Cole?«

Richard stieß das Haar zurück und betrachtete für ein paar Sekunden seine Hände, so als überraschte es ihn, daß sie feucht waren. »Darüber kann ich nicht reden.«

»Was geschah in diesem Monat, Mr. Cole?« Eine lange Pause.

»Ich nehme an, Sie versuchten, sich gegenseitig zu trösten, oder?«

Langsam sah er auf. »Wenn man bis zum Äußersten getrieben wird, my lord, gibt es keinen Trost. Wir taten nichts weiter als . . .«

»Sie schliefen miteinander.«

Dieser Hieb saß und hatte ein allgemeines Aufstöhnen auf der Zuschauertribüne zur Folge. Lange blickte Richard den Anwalt an, dann nickte er.

»Sie haben die Situation also weidlich ausgenützt. Hinter seinem Rücken.«

»Man wählt nicht immer bewußt, was einem widerfährt.«

»Unsinn, Mr. Cole!« Joubert war jetzt nur auf Armeslänge von ihm entfernt; in seinen Augen blitzte es. »Sie haben uns in der letzten halben Stunde immer wieder weismachen wollen, daß Sie zwar monatelang alles versucht hätten, sie ins Bett zu kriegen, ihnen das aber nicht gelungen wäre. Tun Sie jetzt doch nicht so, als wäre das völlig überraschend für Sie gekommen. Sie haben bewußt Ihre Chance abgewartet.« Er sortierte seine Unterlagen und als er weitersprach, war seine Stimme wieder ganz ruhig. »Als dann der Angeklagte Ende Februar zurückkehrte . . . ? Ich möchte wissen, was sich da zwischen Ihnen abspielte?«

Er schüttelte den Kopf.

»Ist Miss Thomson zu ihm zurückgekehrt, oder blieb sie bei Ihnen? Ich möchte eine Antwort auf diese Frage, Mr. Cole.«

»Sie ging zu ihm zurück.«

»Und das konnten Sie nicht ertragen.«

»Ich habe versucht, mich damit abzufinden. Habe es ehrlich versucht.«

»Aber es gelang Ihnen nicht.«

»Ich wollte nicht . . .«

»Was wollten Sie nicht?«

»Bitte«, sagte Richard unvermittelt im Flüsterton. »Haben Sie denn vor nichts Respekt?«

»Ich möchte wissen, was geschah, Mr. Cole.«

»Nein.«

»Soll ich Ihnen sagen, was geschah?« Joubert knallte die Unterlagen auf den langen Tisch, und das ergab einen scharfen, klatschenden Ton, der wie ein elektrischer Schlag im Gerichtssaal wirkte. »Ich gehe davon aus, daß Sie verzweifelt waren. Daß Sie ein Stadium erreicht hatten, wo Sie bereit waren, jedem Men-

schen alles anzutun, bloß um sie zurückzubekommen. Und so traten Sie an den Angeklagten heran und bedrohten ihn.« Es war mucksmäuschenstill, nur die Biene summte weiter. »Stimmt das, Mr. Cole?«

Woraufhin er zusammenbrach, vor den Augen aller. Mir war schon früher das seltsame Phänomen aufgefallen, daß ältere Männer wie er, die sich in wesentlich jüngere Frauen verlieben, in ihren Reaktionen unberechenbar werden und sich fast verhalten wie Halbwüchsige. Doch nicht einmal das hatte mich auf das gefaßt gemacht, was sich jetzt vor aller Augen abspielte.

»Jawohl«, gab er zu. »Ich ging hin, um ihn zu warnen. Ich . . .« Die Stimme brach ihm. »Es war doch das einzige, das ich tun konnte. Ich mußte es tun, für uns alle. Ich sagte ihm, er solle sich an Menschen seiner eigenen Hautfarbe halten.«

»Wie lobenswert liberal, Mr. Cole«, erklärte Joubert trocken.

»Ich tat es, um *ihn* zu retten, um *sie* zu retten. Ich habe Ihnen doch schon gesagt, es war die Hölle. Ich liebte sie beide.« Jetzt schluchzte er. Und dann verkündete er plötzlich melodramatisch: »Ich hasse dieses Land! Ich hasse alles in diesem Land, das die Menschen zwingt, sich gegenseitig zu verraten. Wieviel Monate sind Sie jetzt hinter mir her? Was habe ich getan? Sie wollten, daß ich zusammenbreche. Nun, Sie haben ihr Ziel erreicht. Brechen Sie mir das Genick, trampeln Sie auf mir herum, machen Sie mit mir, was Sie wollen, doch um Gottes willen, bringen Sie es hinter sich! Gehen Sie hin, sagen Sie es jedem, verkünden Sie der ganzen Welt: Ja, ich habe es getan, ich habe alles verraten, woran ich je geglaubt habe. Und doch habe ich sie geliebt. Und doch war er mein Freund. Ich schwöre es. Ich schwöre es vor Gott!«

»Das wäre vorläufig alles, Mr. Cole. Danke.« Joubert verbeugte sich vor dem Gericht. »Wenn Euer Lordschaft wünschen . . .«

Es muß tief in der Nacht sein, doch spielt das bei dem Licht in meiner Zelle keine Rolle. Ich habe mich sogar daran gewöhnt, daß die nackte Glühbirne an der Decke auf mich herabstarrt wie das unbewegte Sonnenauge Gottes auf den Urmenschen. Man

wird überhaupt wieder zu einer Art Urmensch in dieser raffinierten Höhle der Zivilisation. Die Bedürfnisse schrumpfen, reduzieren sich auf den ganz und gar inneren, vorgeburtlichen Frieden – jene Form des Hindu-Friedens, in den Dulpert sich so oft zurückzog wie an dem Tag mit dem Leichenschauhaus, als er sich mit untergeschlagenen Beinen im Schneidersitz aufs Bett setzte und unentwegt das eine heilige Wort aussprach: »Om. Om. Om.«

In den Tagen vor meiner Verhaftung, ehe das Verfahren eingeleitet wurde, machte ich mir wegen meiner körperlichen Bedürfnisse Sorgen. Ich hatte dauernd Hunger, litt unter Magenkrämpfen und war nie frei von Kopfschmerzen. Nicht so jedoch heute. Heute mästen sie mich für mein Gefühl wie Hänsel und Gretel.

Das einzige echte Bedürfnis, das ich habe und das allerdings äußerst dringend ist, ist so unlogisch, daß es mich sogar selbst verwundert. Es ist mein tiefes Bedürfnis nach Dunkelheit. Vielleicht liegt das an der Glühbirne, die die ganze Nacht über brennt, so daß ich das Dunkel nie mehr sehe. Dabei giere ich danach wie früher nach einer Frau, einem Beischlaf, nach sinnlicher Ekstase. Oft, wenn ich mein Schreibpapier vollkritzele oder es durchs Klo spüle, halte ich inne, steige auf meine Pritsche und berühre mit den Fingerspitzen das hochsitzende vergitterte Fenster, versuche, einen Hauch von der Nacht draußen mitzubekommen – die nicht länger eine Kap-Nacht ist, bei der der Gedanke ans Meer niemals ganz fern ist, sondern das Transvaaler Dunkel, in dem ich jetzt den Anbruch des letzten Tages erwarte. Vor Zeiten hätte eine urtümliche Nacht sich über die kleinen Feuer der Händler auf dieser offenen Ebene gelegt, die erfüllt war von dem unheimlichen Gelächter der Hyänen oder dem tiefen Knurren eines Löwen. Alles, was ich heute höre, ist der gelegentliche Laut von Autos, die von der Fernverkehrsstraße herunterfahren, um in die Stadt zu gelangen. Und doch ist Afrika nicht fern. Afrika ist genauso nahe wie die Nacht.

Nicht einmal als Kind hat das Dunkel mich geängstigt. Unsere Nächte pflegten in dem weitläufigen Hinterhof randvoll mit Lauten angefüllt zu sein, mit Gitarrenklang und sonor singenden oder sprechenden Stimmen, mit Lachen. Und sehr spät, während

es langsam ruhig wurde, hörte ich immer noch das Flüstern hinter der geblühten Spanischen Wand meiner Mutter und das Gequietsche des Messingbetts und das gedämpfte Lustgestöhn, das mich erregte, längst ehe ich begriff, was es eigentlich bedeutete. In späteren Jahren gab es dann die Kap-Nächte im Trubel von Distrikt Six, Gespräche und Liebe im Dunkel, Dulperts Räucherstäbchen und Theaterproben hinten im Hof. Und dann natürlich das Theater, das den Schwerpunkt vom Tageslicht ins Dunkel verlagerte: den einzigen gemeinsamen Nenner zwischen Kapstadt und London. Nur war es dort anders, diese feucht blinkenden Straßen in den Winternächten, in denen es immer ruhiger und dunkler wurde, wenn man sich nach Osten begab, übermüdete Gesichter an den Fenstern vorüberfahrender Busse wie geschmolzenes Wachs, das die Scheibe herunterrinnt – und dann die Nächtlichkeit meines fernen Distrikts.

Es gab auch noch andere Nächte, etwa auf den Schiffsreisen zurück, verloren im Raum und doch erfüllt von dem Bewußtsein, daß der Erdteil sich langsam hinterm Horizont mit Dschungeln und Wüsten, Flüssen und herrlichen Ngorongoros entfaltete.

Oder unsere Reisen mit dem Theater: die Nächte, nachdem die Zuschauer fort waren und wir allein zurückblieben, uns im Kombi zum Schlafen legten, heute hier und morgen schon wieder woanders.

Die Nacht in Bain's Kloof, und Jessica bei mir.

Nein, ich habe mich niemals vor der Nacht gefürchtet nach diesem ersten Erlebnis.

Die Nacht, als ich die Nacht entdeckte, war ich kaum mehr als ein Kind. Der Baas und seine Familie waren übers Wochenende fortgefahren, und am Sonnabend hatte es eine Beerdigung gegeben: Onkel Juts war nach langer Krankheit im Morgengrauen gestorben, und den ganzen Tag über schaufelten die Männer das Grab, um ihn unter die Erde zu bringen, bevor der Sabbat dämmerte. Bei uns zulande waren Beerdigungen immer ein Grund, ganz groß zu feiern, und wenn es übers Wochenende dazu kam, konnte keine Hochzeit den Festlichkeiten das Wasser reichen. Als man Onkel Juts endlich aufgebahrt hatte, war kein Mann

mehr imstande, ihn zu tragen. Das Schwein, das man in aller Herrgottsfrühe geschlachtet hatte, war bereits verzehrt, zusammen mit den fetttriefenden Süßkartoffeln und dem gelben Reis mit den Rosinen darin: außerdem war die normale Ration Wein beträchtlich aus dem Kellervorrat vergrößert worden, nachdem irgendein Gast, von dem niemand wußte, wer er war, die Tür mit Gewalt aufgebrochen hatte. Die Akkordeons wimmerten, die Gitarren schluchzten; irgendwer hatte sogar eine Fidel mitgebracht. An einer Seite wartete auf Böcken aufgestellt der offene Sarg, mehr oder weniger unbeachtet. Und es ging stark auf Mitternacht, als sich die Leute an den eigentlichen Anlaß der Festlichkeiten erinnerten. Inzwischen waren die meisten der frisch angelegten Feuer bereits heruntergebrannt; nur die Asche schwelte noch, und es wurde im Dunkel viel am Sarg herumgefummelt. Die Sargträger strauchelten mehrmals auf dem tückischen Weg zu dem kleinen quadratischen Friedhof und fielen hin, ohne indes ihr inniges Singen von Psalm 136 zu unterbrechen. Und als der Sarg schließlich hinabgelassen wurde und die Erde darübergeschaufelt war, blieben die meisten Sargträger, alle viere von sich gestreckt, auf dem Grabhügel liegen; der einzige Unterschied zwischen ihnen und dem Verstorbenen bestand darin, daß sie im Schlaf vernehmlich schnarchten.

Am nächsten Morgen gab es einen Aufschrei im Hof; man hatte Onkel Juts Leiche zwischen den zutage tretenden Wurzeln einer Eiche gefunden, wo die Prozession nach einem der vielen Stürze angehalten werden mußte. In großer Angst wurde das Grab freigeschaufelt, der Sarg wieder hochgezogen und aufgemacht – woraufhin der Geiger, Willem Gom – laut schnarchend und mehr als halb erstickt – nichtsdestoweniger aber kraft der unerforschlichen Gnade des Herrn – gerettet war. Ohne große Umstände wurde er aus dem Sarg gekippt und der Leichnam an seiner Statt hineingelegt. Den Rest des Sabbats über genossen die Leute die verdiente und von der Heiligen Schrift vorgeschriebene Ruhe.

Dann war es der Abend an diesem Sonntag. Ich konnte nicht einschlafen. Ich wartete, bis das Bett meiner Mutter sich beruhigte und kroch dann auf den unirdisch schweigsamen Farmhof

hinaus. Es schien kein Mond, und im Licht der Sterne wirkte alles fremder als sonst. Ich hatte eine Heidenangst. Trotzdem zwang ich mich mit geradezu widernatürlichem Frohlocken, die Strecke bis zum Friedhof zurückzulegen, wo die Leute vergangene Nacht den Tod eines Mannes gefeiert hatten, der jetzt still in seinem Sarg unter den Eichen lag, und wo sich plötzlich kein Mensch aufhielt außer mir. In diesem Schweigen schien mir der Lärm ihres Zechens lauter als zu dem Zeitpunkt, als es tatsächlich stattgefunden hatte. Im Dunkel tastete ich mich barfuß über die zahllosen Leichen in der grenzenlosen Weite des Farmhofs hinweg, bis ich schließlich das Haus erreichte.

Die weißgetünchten Wände bildeten einen kaum wahrnehmbaren Fleck in der Nacht; die Fenster waren nur ein schwärzeres Schwarz. Ich wußte, das Haus war leer; der Baas und die Familie sollten erst am nächsten Morgen zurückkehren. Ich strich mit der Hand über die glatte harte Fläche der Fensterscheiben, den rauheren Mauerputz, die geölte Oberfläche der schweren Türen, die geheimnisvollen kühlen Formen von Klinken und Klopfern. Völlig unerwartet gab die Küchentür nach und ging auf. Es gab keinen Grund, warum mich das überraschen sollte; das Haus stand immer offen für das Kommen und Gehen der Dienstboten, das Hinaus- und Hineintragen von Milchkanen, das Holen von Mehl und Zucker und das Abliefern von Eiern. Und doch war es für mich wie ein Schock, als ich merkte, daß die Tür unter meiner Hand nachgab. Es war, als ob man bei einer Premiere vor Beginn der Vorstellung noch einmal über die Bühne ging, um ein letztesmal Kulissen und Requisiten zu überprüfen – und dann plötzlich ein Rauschen vernommen hätte, herumgefahren wäre und festgestellt hätte, daß der Vorhang vor einem erwartungsvoll dasitzenden Publikum aufging.

Es war wie ein Wink des Schicksals. Mir blieb gar nichts anderes übrig als einzutreten und alles zu erforschen. Meine Wanderung durch die Nacht hatte mich soweit gebracht. Ich konnte nicht mehr umkehren.

Ich betrat die Küche, sie roch nach gebranntem Kaffee und grüner Seife. Schritt für Schritt ging ich weiter, stieß gegen merk-

würdige Dinge, stand unvermittelt vor bedrohlichen Wänden. Nicht, daß ich nach irgend etwas gesucht hätte; ich wollte auch nirgends hin. Ich ging einfach nur weiter und weiter.

Hier und da erhaschte ich das matte Blinken von Porzellan oder Silber oder Messing hinter den Glastüren von Stinkholzvitri-
nen oder Gelbholzschränken. Doch nichts Genaueres war zu erkennen. Das hier war die Ultima Thule, das Haus des Baas, das Herz des großen *Du sollst nicht*, das meine Kindheit beherrschte.

Es war ein großer Raum, schwärzer als all die anderen, weil hier auch noch die Vorhänge zugezogen waren. Ich stieß gegen etwas Massives und hörte unsichtbare Saiten vibrieren. Mir stockte vor Schreck der Atem. Gleichwohl streckte ich die Hände aus, um das glatte, merkwürdige Ding von allen Seiten zu betasten. Selbst als mir aufging, daß es sich um das Klavier handelte, auf dem Hermien tagsüber spielte, weigerte mein Verstand sich, das anzuerkennen oder zuzulassen. Es blieb ›Das Ding‹. Ich hob den Klavierdeckel, nahm das darüber gelegte Tuch ab und ließ lautlos einen Finger über die Tasten gleiten. Es gab keinen Klang, und doch war mit jedem Zoll, den mein Finger weiterging, die *Möglichkeit* des Klangs vorhanden. Erst als ich die letzte Taste erreichte, wagte ich es, sie hinunterzudrücken. Ich lauschte dem tiefen Baßton, wie er in der Nacht verhallte; wie ein fallender Stein, der in einem Teich Kreise aufwühlte, die sich vergrößerten und schwanden, immer ferner rückten und kleiner wurden; bis es nur mehr ein Geraune war am fernen Horizont zwischen Laut und Lautlosigkeit. Und da drückte ich die Taste nochmals hinunter, und wieder hörte ich es sanft vibrieren, nur, daß es sich diesmal nicht von mir entfernte, sondern geradewegs in mich eindrang, durch Fleisch und Knochen ging bis dorthin, wo der Körper selbst aufhörte und etwas weit Entrückteres begann. Und in diesem Schweigen, in diesem Klang, der das Schweigen erst hörbar machte, entdeckte ich die Nacht. Mit einem eigentümlichen Gefühl der Genugtuung hob ich das Tuch auf, legte es über die elfenbeinernen Tasten, klappte den Klavierdeckel wieder zu und suchte mir den Weg zurück in die Welt der Toten und der Lebenden draußen.

Und jetzt ist die Nacht mein ständiger Wächter, ein großer Fisch, der mich verschluckt hat. Ich finde so etwas wie Trost in der Nacht, der dem Tag abgeht, eine Unschuld wie die, die ich mit Jessica erlebt habe: denn die Nacht war unsere Domäne, war die Landschaft unserer Liebe. Für uns bedeutete die Nacht Schutz und Geborgenheit vor den Gefahren der Welt mit ihren ungezählten lauern den Augen.

Dulpert hat einmal zu mir gesagt: Wenn man in Indien Brahmane oder sonstwie von Adel ist, wird das Wesen des Mutes, den man hat, bestimmt von den Heldentaten oder der Kraft, Opfer zu bringen; doch für einen Menschen, der einer niedrigeren Kaste angehört, ist Mut gleichbedeutend mit *kshatriya* – dem Wort für Nacht – denn unter den Parias ist die einzige Form von Mut der Mut auszuharren.

Nach der Urteilsverkündung und kurz, bevor ich in das Polizeiauto geführt wurde, stattete Mr. Joubert mir in der unter dem Gerichtssaal gelegenen Zelle noch einen Besuch ab. Ich vermute, das ist üblich so, und in gewisser Weise wußte ich es zu schätzen, daß er sich bis zu allerletzt so korrekt verhielt.

»Nun . . .« Die Robe über eine Schulter gelegt, stand er da. »Dann ist es jetzt also vorüber.«

»Ja«, gab ich zu; schließlich konnte ich es nicht wirklich leugnen. Von seinem Standpunkt aus war in der Tat alles vorbei, und zwar genau in diesem Moment, weder früher noch später.

»Ich habe mein Bestes getan.« Das klang verärgert. »Wenn Sie nur bereit gewesen wären, für sich selbst einzutreten. Nur ein einziges Mal. Wenn Sie auch nur im mindesten bemüht gewesen wären, mir zu helfen . . .«

»Es tut mir leid.« In diesem Augenblick stimmte das sogar. Der Richter hatte ihn zu der Art und Weise beglückwünscht, wie er einen schwierigen Fall geführt hatte, doch mit meiner Mithilfe hätte er womöglich einen noch besseren Eindruck gemacht. In seinem Beruf hat so etwas Gewicht.

Sie kamen, um mich fortzuführen. Einen Moment lang blieben wir stehen, sahen einander an. Er klemmte sich die Aktentasche

unter den linken Arm und reichte mir die rechte Hand. »Viel Glück«, sagte er.

Ihm zu Gefallen spielte ich das Spiel mit und sagte: »Danke.«

Und mit einem letzten, für mich unerwarteten und kaum wahrnehmbaren Zögern, während ich bereits auf die Tür zuing, sagte er: »Da sind ein paar Punkte, die ich wirklich gern geklärt hätte . . .« Dann zündete er sich eine Zigarette an und zuckte mit den Achseln. »Nicht, daß das was geändert hätte. Schließlich hatten wir alle Fakten des Falles vorliegen.«

Hinten im Polizeiauto und bald darauf im Zug nach Norden wollten mir seine Worte nicht aus dem Sinn; ich kann sie immer noch nicht loswerden. Die Fakten des Falles. Nur um sie hatte sich alles gedreht, und kein Mensch hatte etwas dabei gefunden.

Das muß ich jetzt sichten und neu gewichten. Denn man vergißt, man vergißt, selbst der Körper vergißt. Und doch muß es irgendwo gehütet werden, heimlich im Blut. Ich muß es wiederfinden, um dahinterzukommen, was es nun wirklich bedeutet.

Doch wohin führt einen das? Die Wahrheit ist keine Ansammlung von Fakten, die man wiedergeben kann, sondern eine Landschaft, durch die man im Dunkeln wandert. Und meine Wanderung, die Wanderung, um die es hier geht, reicht mit ihrem Anfang weit hinter Bain's Kloof zurück, weit hinter Jessica, unendlich weit zurück, über mich selbst hinaus. Ich stelle fast nur ein zufälliges Moment dar in einem Muster, das sich seit Generationen und Jahrhunderten und in der Unendlichkeit des Raums erfüllt.

ZWEITER TEIL

1

Die Geschichte unserer Familie, die meine Mutter mir in meiner Kindheit regelmäßig und entsprechend ihrer regen Phantasie mit endlosen Variationen, Ergänzungen und Ausschmückungen erzählte, wurde zwischendurch immer wieder mit Geschichten aus der Bibel angereichert, was zur Folge hatte, daß ich die beiden Welten in Gedanken oft durcheinanderbrachte, und das umso mehr, als die Namen, die darin vorkamen, sich so ähnelten: Adam und Moses, Abraham, Rachel, Leah, Daniel und David und Jakob bis hinunter zu Joseph. Es ist auch mehr als wahrscheinlich, daß sie die Parallelen mit den Juden des Alten Testaments für ihre Zwecke nutzte, wenn sie das vermutlich auch nicht bewußt tat. Denn gerade die Geschichte unserer Familie war bei allen Verzerrungen und Unterschieden, die ihr bei ihren verschiedenen Wiedergaben unterliefen, der bleibende Quell von Trost, Stolz und Selbstachtung in einem Leben, in dem der Geist allzu häufig williger war als das Fleisch.

Mein Vater war in den Krieg gezogen, als ich noch ein Baby gewesen war; deshalb habe ich keine persönlichen Erinnerungen an ihn, sondern nur die an ein verschwommenes Photo mit einem rätselhaft lächelnden Mann darauf – und dann natürlich die an die Tatsachen und Phantasieprodukte aus den vielen Erzählungen meiner Mutter. »Du mußt nach oben sehen, Joseph. Denk an deinen Vater und seine Leute. Ich bin nichts. Ich bin als Waisenkind geboren und aufgewachsen. Er aber war anders, er hat 'ne Geschichte, genauso, wie jeder Weiße. Vergiß das nicht!«

Sie versuchte nie, die Chronik unserer Familie in einem größeren Rahmen zu sehen; vielleicht ist es auch anmaßend und entspringt einem gewissen Wunschdenken, wenn ich meinerseits das tue. Gut möglich, daß allein schon die Bemühung darum im Laufe der Jahre dazu geführt hat, daß sich Verdrehungen und Erfindungen in meine eigene, nach und nach vervollständigte Rekon-

struktion unserer Geschichte eingeschlichen haben, so daß mittlerweile jede Episode darin zu einer Kreuzwegstation in einer endlosen Via Dolorosa geworden ist – als wäre es vom Schicksal bestimmt, daß in unserer Familie jede neue Generation einen Sündenbock für Sünden und Leiden einer ganzen Gesellschaft findet. Das ist wahrhaftig kein Grund, stolz zu sein! De facto ist gerade die Alltäglichkeit und das so ganz und gar nicht Außergewöhnliche unserer Chronik etwas, worin ich die Qual sehe, die sich über die Jahrhunderte weiter fortsetzt und je nach der Anforderung eines neuen Zeitalters neue Erscheinungsformen findet.

Was mir überliefert worden ist – verzerrt dadurch, daß es über Generationen hinweg neu erzählt wurde, neu geformt und im Lauf der Jahre sowie in den Monaten der Haft von mir selbst neu geschaffen – hat mit Geschichte nicht mehr das mindeste zu tun, sondern ist Mythos geworden. Doch wie oft hat sich im Lauf der Zeit die mythologische Möglichkeit nicht als gültiger erwiesen als die historischen Tatsachen?

Ich weiß nicht einmal genau, wo der Anfang unserer Familiengeschichte zu suchen ist. Das erste, was meiner Mutter einfiel, war eine Episode wie aus der Schöpfungsgeschichte, wo die Söhne Gottes sich Frauen unter den Menschentöchtern erwählten. Nur, daß der Sohn Gottes in *unserer* Geschichte ein Riese von einem Mann mit einem großen, federnbesetzten Hut, schwarzen Augen und schwarzem Spitzbart war, der Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine Weinfarm in den Randbezirken von Stellenbosch besuchte; und die Menschentochter eine junge Sklavin von dreizehn oder vierzehn Jahren, die Leah hieß und wahrscheinlich Malaiin war. Nachdem er hinterm Heuschouer seinen Mutwillen mit ihr getrieben hatte, sein Haar, sein Bart und seine Kleidung in Unordnung geraten und voller Stroh waren, drückte er ihr einen Rijkstaler in die kleine, gelbe Hand. Offenbar schien ihr Herr bald danach von dem Geld erfahren zu haben und beschuldigte sie, ihm diesen Taler im Haus gestohlen zu haben. Der Taler wurde ihr abgenommen und sie auf den Hof geführt, wo man ihr die Kleider vom Leib riß und sie nackt an einen Pfahl band,

woraufhin die beiden jungen Söhne des Farmers sich dabei abwechselten, sie mit der Nilpferdpeitsche zu traktieren, bis ihr das Blut die Beine herunterfloß. Leah verlor schließlich das Bewußtsein, ohne auch nur einen einzigen Laut von sich gegeben zu haben. Neun Monate später gebar sie einen Knaben – auch dies wieder ohne einen Mucks.

Mit einem sicheren Gespür für Geschichte nannte sie ihren Sohn Adam, fügte dem aber noch den Familiennamen Malan hinzu. Selbstverständlich war es zur Sklavenzeit allgemein üblich, daß Sklaven den Familiennamen ihrer Herren annahmen, doch schließt unsere Chronik dies aus; statt dessen wird nachdrücklich erklärt, Leah habe den Jungen mit vollem Bedacht nach dem Mann mit dem großen Hut benannt. Daher mein Pochen auf eine hugenottische Abstammung.

Das ist alles, was ich über Leah weiß. Ob sie schließlich eines gewaltsamen Todes starb oder aber nach einem Leben geduldigen, passiven Leidens zahnlos und ausgemergelt, der Kopf ein verschrumpelter Bratapfel auf einem Bündel aus Haut und Knochen, in extrem hohem Alter starb, vermag ich nicht zu sagen.

Man muß sich das vorstellen: die Angst eines kleinen Mädchens im Dunkeln, ihre barfüßigen Ausflüge über weißbereifte Äcker, ihre Spiele in einem Weinberg oder an einem Flußufer; die Furcht vorm Erwachsenwerden in den knospenden Brüsten und der erste Anblick von Blut; der Kreislauf von Arbeit und Schlaf und Arbeit, das langsame Reifen zur Frau und der Vorgang des Alterns; nachdem der Springinsfeld zu einer Last geworden ist, Todesfurcht oder Todessehnsucht, das rüde oder zärtliche Spiel mit Männern, die ihren Körper besudeln oder ehren wollen; wahrscheinlich Hunger, Sorgen um die Kinder, die kurzen Freuden einer Geburt hier, einer Hochzeit dort, die schwerfälligen Schritte in der Prozession zum Friedhof. Denkt man an all die Lust und all das Leid im Lauf von siebenzig Lebensjahren, an den Krug, der am Brunnen zerbrach und das Verstummen des Liedes von Braut und Bräutigam . . . wenn man sich vorstellt, was sich um dieses kleine Leben herum alles abspielte: eine Holländisch Ostindische Gesellschaft, die pleite macht, während die Siedler

die französische Mode feiern; Umwälzungen in Europa und Besetzung des Kaps durch die Briten, Aufstände im Inneren, Verhandlungen und Kämpfe mit Stämmen hinter den Bergen; Krieg und Bestechung, die verschwenderischen Feste der Lady Anne Barnard, die Militärparaden auf den Boulevards von Kapstadt . . . wenn man sich all dies vorstellt, fällt ihr Leben der Vergessenheit anheim, reduziert es sich auf nicht mehr denn drei Augenblicke: ein Handgemenge im Heu, Zusammenzucken unter den Schlägen einer Nilpferdpeitsche und eine Nacht des Gebärens. Mein Gott, ist das wenig! Aber mehr habe ich nicht von ihr nach zweimal hundert Jahren, anderem kann ich keine Ehre erweisen. Der rücksichts- und bedenkenlose Sohn Gottes nahm die kleine, scheue Menschentochter, und daraus entstand etwas, wurde geboren und zu einer Qual der Vergeblichkeit, die niemals abnimmt und nie vergehen kann.

Auch über Adam ist nicht viel bekannt. Dabei nimmt unsere Mythologie immerhin seinen Anfang und sein Ende auf. Die ersten Jahre seines Lebens scheint er mehr oder weniger ereignislos auf der Weinfarm verbracht zu haben. Ich kann mir gut einen Mann mit geschickten Händen vorstellen, und meine Mutter war sich sogar sicher, daß er auch lesen und schreiben konnte, keine geringe Leistung damals. Deshalb nehme ich an, daß sein Herr etwas Wertvolles in ihm sah und der gottesfürchtige Mann ihn gut behandelte; dieser muß zumindest anerkannt haben, daß Dienstboten zu bestimmten Zeiten Essen und Strafen verdient hatten. Adam nahm sich zu angemessener Zeit eine Frau, und als er mit zwanzig oder so an einen gewissen Claassen verkauft wurde, einen Grenzlandburen aus Graaff-Reinet, mußte sie zurückbleiben. Meine romantisch veranlagte Mutter wiegte sich in dem Glauben, daß die Trennung einen Groll in ihm hervorrief, doch ich kann dafür nicht die Hand ins Feuer legen – schließlich erwartet man von einem Sklaven nicht, daß er sich den Luxus von Gefühl und selbständigem Denken leistete, und wenn er wirklich so verwegen war, es dennoch zu tun, so geschah es ihm nur recht, wenn er dafür leiden mußte.

Claassen war kein besonders reicher Mann, und nachdem er für den neuen Sklaven einen hohen Preis bezahlt hatte, wird er ihn besonders gut behandelt haben. Ich kann mir nicht vorstellen, daß er mehr als vierzehn oder fünfzehn Stunden am Tag arbeitete, außer natürlich zur Erntezeit oder wenn die Schafe lammten. Adam bekam genug Mehl, durfte sogar selbst etwas Gemüse anbauen, und wenn ein Schaf an Blauzunge oder Würmern oder sonst was einging, war man meistens so großzügig, den Arbeitern das Fleisch zu überlassen.

Ein paar Jahre nach seiner Ankunft auf der Farm nahm Adam sich wieder eine Frau. Sie hieß Martha oder Miriam oder Maria – meine Mutter brachte die Namen immer durcheinander. Sie war Sklavin wie er, doch dem Anschein nach mehr Hottentottin als Kap-Malaiin und ein paar Jahre älter als Adam. Trotz des Altersunterschieds gewinnt man den Eindruck, daß die Beziehung zwischen ihnen ganz besonders intensiv war; wären sie nicht Sklaven gewesen, hätte man wohl von ›Liebe‹ sprechen können.

Ihr erstes Kind starb kurz nach der Geburt, und um ein Haar hätte auch die Mutter nicht überlebt. Das zweite Kind blieb am Leben, doch wiederum wurde die Gesundheit der Mutter stark in Mitleidenschaft gezogen. Es gab um die Jahreszeit besonders viel zu tun, so daß der Baas es sich nicht gut leisten konnte, ihr ein paar Tage frei zu geben, was für die Tatsache verantwortlich sein mag, daß sie sich niemals wieder ganz erholte.

Als das Baby – Moses – zwei Jahre alt war, wurde seine Mutter erneut schwanger. Meinen Berechnungen zufolge muß das zwischen 1810 und 1812 gewesen sein. Martha (oder Maria oder Miriam) war im fünften oder sechsten Monat, als der älteste Sohn des Farmers, der sich der Volljährigkeit näherte, sie zum Gegenstand seines Herumexperimentierens erwählte, um sich auf die Ehe vorzubereiten. Ob der junge Mann in seiner Unbeholfenheit besonders gewalttätig oder Miriams Zustand ohnehin prekär war, ist schwer zu sagen. Die ›Fakten des Falles‹ ergeben nur, daß sie ein paar Tage später eine Fehlgeburt hatte, an der sie starb, woraufhin Adam sich den jungen Claassen vorknöpfte -

und ihn erwürgt hätte, wäre nicht der Vater rechtzeitig auf den Plan getreten.

Adam wurde zwischen zwei Wagenrädern festgebunden, ausgepeitscht und als tot liegengelassen; aber unsere Leute sind zäh, und nach wenigen Wochen war er in der Lage, seine Arbeit auf der Farm wieder aufzunehmen. Claassen ließ ihn in das auf einem Hügel gelegene Steinhaus rufen, las ihm ausgiebig Erbauliches aus der Heiligen Schrift vor und bot ihm dann als Zeichen seiner Großmut eine kleine *sopie* selbstgebrannten Schnapses an. Als Dank für seinen Großmut brachte Adam den Baas um – und zwar neben der Bibel und dem Branntweinfäß, im *voorhuis* mit dem Fußboden aus gestampftem Lehm und Rinderdung.

Die Nacht verbrachte er zusammen mit seinem kleinen Sohn in der eigenen Lehmhütte und wartete darauf, daß sie ihn holten. Sie kamen am nächsten Vormittag, Farmer von den Nachbarfarmen, und nachdem sie seine Zähigkeit mithilfe von *sjamboks* und anderen Peitschen ein paar Stunden lang auf die Probe gestellt hatten, was ihn glücklicherweise in einen Zustand versetzte, der von Bewußtlosigkeit nicht weit entfernt war, wurde er mit ausgebreiteten Armen und Beinen auf den Boden gelegt und mit Hand- und Fußgelenken an vier Pferde gebunden; und dann, in Anwesenheit aller anderen Arbeiter und Sklaven, darunter sein zweijähriger Sohn, wurden die Pferde plötzlich kräftig gepeitscht, woraufhin sie nach Norden, Osten, Süden und Westen stoben. Keine besonders saubere Art zu sterben, dafür aber schnell. Und hinterher, wie immer, wenn irgendein Tier auf der Farm eingegangen war, wurde das Fleisch den Arbeitern übergeben – diesmal, um es zu begraben. Der HErr hat's gegeben, der HErr hat's genommen.

2

Moses war ein rätselhaftes Wesen. Möglicherweise ein Ergebnis dessen, was er an jenem Vormittag auf der Farm hatte mitansehen müssen. Bald nach diesem Vorfall wurde die Farm samt

Vieh, Möbeln, Sklaven und anderer beweglicher Habe verkauft. Eine ältere Sklavin nahm Moses in ihre Obhut. Er war ein schwieriges Kind, und für gewöhnlich hatte sie nur ein Heilmittel für jedes Problem – eine tüchtige Tracht Prügel. In unserer Chronik jedoch erfüllte sie die wichtige Funktion, Moses die Geschichte seiner Eltern zu erzählen.

Er muß um die zehn Jahre alt gewesen sein, als er das erstmal weglief. Der Baas brachte ihn zurück, indem er ihn vor seinem Pferd hertrieb; und die alte Frau zwang seine widerspenstigen Füße in die Glut eines neuentzündeten Feuers, was künftigen Eskapaden dieser Art einen Riegel verschieben sollte. Doch kaum hatte er sich erholt, ergriff er neuerlich die Flucht, wobei er diesmal versuchte, die Missionsstation von Bethelsdorp zu erreichen; wahrscheinlich war er sich nicht bewußt, daß nach der Abschaffung des *Black Circuit*, eines Gerichts, das für die Rechte der Schwarzen eingetreten war, aus dieser Ecke nicht mehr viel zu erwarten war.

Er wurde wieder zurückgebracht, und diesmal wurden alle Arbeiter zur Strafe auf halbe Rationen gesetzt; so wollte man gewährleisten, daß sie ein wachsames Auge auf ihn hatten. Er hatte beträchtliche Schwierigkeiten, ihren Zorn zu überleben, und verschwand, kaum daß er seine Beine wieder gebrauchen konnte. Inzwischen schien der Baas sich damit abgefunden zu haben, daß mit dem Jungen nichts anzufangen war; er brachte ihn vor den Magistrat von Graaff-Reinet, wo er ausgepeitscht und mit einem Brandzeichen versehen wurde; danach wurde er an einen umherziehenden Händler verkauft.

Die paar Jahre, die er in Gesellschaft dieses *smous* verbrachte, sollten die einzige friedliche Periode in seinem Leben werden. Da waren nur sie beide: einmal im Jahr kamen sie nach Kapstadt, um sich mit Vorräten einzudecken, dann kehrten sie auf der langen Straße, die eigentlich nur aus Wagenspuren bestand, zurück ins Innere und stießen bis an die Grenze der Zivilisation vor. In dieser Zeit eignete er sich eine erstaunliche Kenntnis der Gesetze des Kaplandes an: er konnte jede neue Sklavenverordnung auswendig hersagen. Natürlich konnte er weder lesen noch schrei-

ben, doch hatte er ein fabelhaftes Gedächtnis für Lieder und Gereimtes. Wohin sie auch kamen wurde er aufgefordert, Käufern und Besuchern sein Repertoire vorzutragen. Das war gut fürs Geschäft, und da der Händler ein vernünftiger Mann war, versäumte er es nie, Moses mit ein paar Rijkstalern zu belohnen.

Moses gab das Geld nie aus, sondern hob es in einem alten Halstuch auf. Am Tag der Sklavenbefreiung, so pflegte er zu sagen, wolle er schließlich nicht mittellos dastehen. Daß ein solcher Tag kommen würde, daran zweifelte er nie. Alle Zeichen deuteten darauf hin: Die nie endenden Zusätze zu den Sklavengesetzen, die Jahr für Jahr unter viel Geschrei stattfindenden Versammlungen der Sklavenbesitzer. Der Himmel mochte wissen, wie, aber Moses bekam auch absonderliche Brocken der herrschenden Philosophien in Europa mit – wohl dann, wenn er hier einer Farmerversammlung lauschte oder dort dem Gerede der *smous* folgte, die manchmal von Dr. Philip sprachen und manchmal von Wilberforce, in jüngster Zeit dann auch von einem gewissen Jean-Jacques.

Moses begann, sich jedesmal, wenn sie irgendwo halt machten, an sein eigenes Publikum zu wenden. Nachdem er zu Nutz und Frommen der Händler seine Verse aufgesagt und seine Lieder gesungen hatte, verschwand er und wendete sich an kleine Gruppen von Sklaven und Arbeitern aus der Nachbarschaft: mit merkwürdigen, verworrenen Worten über Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit; von einem Gelobten Land, an das er genauso bedingungslos glaubte wie sein Namensgeber. Ach, gefährlicher Ahnherr, du!

Ich kann mir nicht vorstellen, daß ihn irgend jemand ernst nahm, die Sklaven unter seinen Zuhörern am allerwenigsten. *Er* jedoch glaubte es, und in seinem Inneren loderte ein Feuer. Nach und nach kamen Gerüchte auf, bis die Leute sich an den *smous* wandten und sich beklagten. Ob er denn nicht wisse, daß er einen Aufwiegler unter seine Fittiche genommen hätte? Ob er zu den Philips-Leuten gehöre? Lachend tat er das ab. Unsinn, Moses meine das doch nicht im Ernst! Überhaupt, wer nehme einen Sklaven schon ernst. Aber die Gerüchte hielten sich. Es dauerte

keine zwei Jahre, und es war Allgemeingut geworden, daß der *smous* ein ausländischer Agent sei, gekommen, um die Sklaven gegen ihre Herren aufzuhetzen. In einer finsternen Nacht wurde nahe einer Furt bei Swellendam sein Wagen überfallen. Vermutlich hatten sie nicht mehr vorgehabt, als ihm einen Denkkzettel zu verpassen, doch der plötzliche Überfall überzeugte den *smous*, daß es sich um eine regelrechte Räuberbande handeln müsse, woraufhin er prompt zu seiner Flinte griff. In dem heftigen Kampf, der sich daraufhin entspann, wurde er erschossen.

Moses ergriff mit seinem Schal und den darin eingeknüpften Rijkstalern die Flucht und verschwand für die nächsten paar Jahre vollständig aus den Annalen. Das erstmal, daß er sich wieder blicken ließ, war in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als er auf einer Farm in Bruintjieshoogte nach Arbeit suchte. Er gab sich als freier Hottentotte aus, wirkte anscheinend glaubwürdig und so tüchtig, daß er auf der Stelle in Lohn und Brot genommen wurde.

Die Farm gehörte den Gebrüdern Greeff, die alle drei noch ziemlich jung waren und weit in der Runde berühmt für ihren Selbstgebrannten und den Erfolg, den sie bei den Damen der Grenzregion hatten. Sie scherten sich wenig um die Gesetze der Kolonie und machten es zu ihrer Gewohnheit, Rinder von jenseits der Grenze aufzuziehen. Nicht, daß sie wirklich mehr Rinder gebraucht hätten, aber sie betrachteten es als eine Art Sport, gegen die Gesetze der Engländer zu verstoßen.

Vor Ablauf seines ersten Jahres auf der Farm hatte Moses mit seinem Gerede von Freiheit und mit seiner besonderen Einstellung Unruhe unter den anderen Arbeitern gestiftet. Dann überraschten sie ihn eines Abends, als er im Fluß schwamm, sahen die alten Narben von der neunschwänzigen Katze auf seinem Rücken und die Wülste, die das Brandeisen auf seinen Gesäßbacken hinterlassen hatte. Noch ehe der Tag zu Ende war, wußte jeder auf der Farm, daß er ein entlaufener Sklave war.

Die drei Brüder ließen ihn kommen, besahen sich seinen Körper und holten dann mit einiger Mühe – sie mußten ihm erst das Kinn ausrenken – die ganze Geschichte aus ihm heraus. Nachdem sie

angemessen mit ihm verfahren waren, schleiften sie ihn zurück zu seiner Hütte, wo sie alles durchsuchten und die Rijkstaler entdeckten, die er in sein Halstuch eingeknotet hatte. Diese wurden konfisziert und Moses darüber ins Bild gesetzt, daß er fortan ohne Lohn zu arbeiten habe, wie es sich für einen Sklaven gezieme.

Drei Wochen später lief er davon – oder versuchte es zumindest, denn er war immer noch ziemlich schwach auf den Beinen, so daß sie ihn nach ein paar Tagen wieder einfingen. Die Brüder machten sich nicht die Mühe, sich persönlich mit der Sache zu befassen. Nur einer von ihnen gab ihm wie beiläufig mit einem Holzprügel einen über den Schädel, was Ursache dafür sein mag, daß er nie wieder ganz richtig im Kopf war; im übrigen wurden zwei Haussklaven beauftragt, ihn zu bestrafen. Sie müssen ihre Sache sehr gründlich gemacht haben, denn Moses unternahm nie wieder einen Versuch davonzulaufen.

So ungefähr war der Stand der Dinge, als der älteste der Gebrüder Greeff beschloß, sich eine Frau zu nehmen. Am Vorabend der Hochzeit versammelten sich sämtliche Nachbarn – einige lebten zwei Tagereisen entfernt – zum Feiern auf der Farm. Die Frauen drängten sich im Haus, während die Männer sich draußen auf dem Hof vergnügten und tranken.

Nun gab es auf der Farm eine junge Schwarze, ein besonders attraktives Mädchen namens Sbongile. Die Brüder hatten sie vor ein paar Monaten zusammen mit einer Viehherde von einem Stamm jenseits des Fish River zurückgebracht in der Absicht, sie nach der geplanten Hochzeit im Küchendienst einzusetzen. Als die Vergnügungen an diesem Abend ihren Höhepunkt erreichten, Sbongile den Männern gewaltige Platten mit Wildbret und Kürbis reichte und Moses dafür sorgte, daß die Branntweingläser nie leer wurden, kam jemand auf die blendende Idee, die beiden dazu zu bringen, es für sie ›zu treiben‹. Sbongile versuchte zu fliehen, wurde jedoch eingeholt und unter viel Geschrei und Gekuchze zu Boden gezwungen, wohingegen Moses, ermuntert durch die Nilpferdpeitsche, gezwungen wurde, der laut jammern den Sbongile Gewalt anzutun.

Für die Hochzeitsgäste war das das Ende der Affaire, und am nächsten Tag wurden der älteste der Greeff-Brüder und seine Braut wie vorgesehen in den heiligen Stand der Ehe versetzt. Für Moses und Sbongile aber war es nur ein grotesker Anfang. Als neun Monate später ihr Baby zur Welt kam, gab er dem Kind den Namen Daniel und sie Dlamini. Moses kannte kein Wort Xhosa, und Sbongile hatte nicht die leiseste Ahnung von Holländisch. Dennoch blieben sie zusammen, und laut unserer Familientradition – insbesondere in der gefühlvollen Version meiner Mutter – waren die beiden einander von Herzen zugetan. Sie schützte den verrückten Moses vor den Hänseleien der anderen, und er kümmerte sich um sie. Als sie allmählich ein bißchen seine Sprache sprechen und verstehen lernte, sagte er alle die alten Gedichte für sie auf und sang ihr seine dummen kleinen Lieder vor.

Leute, die des Nachts an ihrer Hütte vorbeikamen, hörten, daß Moses sich regelmäßig in der Sprache von Wilberforce und Rousseau an Sbongile und das Baby wandte und ihnen erzählte, der Mensch sei frei geboren, auch wenn er jetzt in Ketten liege, und der Tag der Befreiung wäre nahe. Mit großen Augen und viel Geduld hörte Sbongile sich seine Tiraden an, während Dlamini/Daniel schlief oder gluckste oder seine Eltern anstarrte. Mehr verlangte Moses nicht. Tagsüber verrichtete er seine Arbeit so gründlich wie Ochs oder Esel, so daß die Greeffs zufrieden waren und ihn in Ruhe ließen.

Im Laufe der Zeit verschafften die Gerüchte über die Befreiung sich immer hartnäckiger Gehör. Die anderen Arbeiter waren wie benommen und konnten es nicht fassen; der Mann in ihrer Mitte mußte verhext sein, dieses Ereignis schon vor so langer Zeit vorausgesagt zu haben. Dezember 1834, Dezember 1834, Dezember 1834 – das war die Zauberformel, die vom Kap bis an den Great Fish River vordrang, und Moses predigte immer begeisterter vom Gelobten Land.

Doch Anfang Oktober fiel er ins Delirium – irgend etwas in seinem Kopf, sagten sie, das nie richtig verheilt war – und vor Ende des Monats, bevor er die Befreiung erleben konnte, die er gepredigt hatte, schlief er eines Nachts ruhig ein. Der Herr hat's gege-

ben, der HErr hat's genommen, gepriesen sei der Name des HErrn.

3

Es war, als ob mit dem Auftreten von Dlamini/Daniel eine dunklere und geheimnisvollere Strömung afrikanischer Passivität in unser Blut gekommen wäre. Ich finde ihn seltsamer und dickköpfiger als alle anderen und weit weniger leicht zu ergründen. Trotzdem muß ich zugeben, daß ich mich ihm manchmal näher fühle als irgendeinem meiner anderen Vorfahren. Ich kann mich noch entsinnen, wie sein Name mich als Kind einschüchterte und die Doppelnatur und das Fremde dieses Dlamini/Daniel meine Phantasie anregten, so daß es mir heute schwer fällt, zwischen dem zu unterscheiden, was man mir über ihn erzählte und was ich mir im Laufe der Zeit selbst über ihn zurechtlegte.

Er war der einzige Mann in unserer Chronik, der ein hohes Alter erreichte. Keiner von den anderen wurde so alt wie er. Ich selbst bin dreiunddreißig, und mit mir stirbt unser Stamm aus. Jede Möglichkeit einer Zukunft ist mit Jessicas Schoß gestorben.

Die Gebrüder Greeff beschlossen, Sbongile und ihren Sohn zu behalten, wie ich vermute in der Annahme, daß sie, die ja offiziell niemals eine Sklavin war, auch nicht zusammen mit den anderen befreit werden konnte. Sbongile beklagte sich nicht. Ein paar Monate nach dem Dezember 1834, als die anderen wieder einmal zu einem Raubzug über die Grenze aufgebrochen waren, nahm sie einfach ihr Kind und ein Bündel Kleider und ging fort. Ich meine mich zu erinnern, von meiner Mutter gehört zu haben, daß sie eine Zeitlang in der Kat River Siedlung gelebt hat, aber Genaues weiß ich nicht. Fest steht nur, daß sie schließlich Kapstadt erreichte, wo sie dann für immer von der Bühne verschwand.

Dlamini/Daniel war damals acht oder neun und lebte mit seiner Mutter in einer strohgedeckten Bretterhütte im Oberen Kap, als sie eines Nachmittags zum Hafen ging, wo sie häufig etwas zu tun

fand. Doch an diesem Nachmittag kehrte sie nicht zurück, und als er sich auf die Suche nach ihr machte, verirrte er sich. Wochenlang schaffte er es gerade noch zu überleben. Dann wurde er von einem berittenen Offizier dabei erwischt, wie er von einem Verkaufsstand auf dem Green Market Square ein paar Orangen klaute. Dlamini/Daniel war überzeugt, daß sein letztes Stündlein geschlagen habe, doch gehörte der Beamte zu seinem Glück einer jüngeren Generation von eher liberal gesonnenen Männern an. Der abgerissene kleine Bursche tat ihm leid, und so nahm er ihn mit in sein eigenes Haus, wo er ihm etwas zu essen gab und ihm in einem baufälligen Schuppen ein Bett anbot. Er wurde gewaschen und geschrubbt, sein Kopf penibel entlaust, der Junge dann in eine Livree gesteckt und der Fürsorge der Köchin anvertraut. Die Kinder des Hauses gewannen ihn bald lieb, brachten ihm Lesen und Schreiben bei und behandelten ihn wie eine Kombination aus Spielkamerad und Haustier.

Einmal bekam er zu Weihnachten eine Gitarre geschenkt. Das war ein Wendepunkt in seinem Leben. Die Musik weckte irgend etwas in ihm, dessen er sich vorher nie bewußt gewesen war.

Bald danach lief die Dienstzeit des Offiziers am Kap aus, und die Familie traf Vorbereitungen, nach London zurückzukehren. Sie hatten vor, Dlamini/Daniel mitzunehmen, den kleinen, edlen Wilden aus dem dunkelsten Afrika, der überdies auch noch musikalisch war. Doch in dem Durcheinander, das entstand, als man versuchte, alles an Bord zu bringen, wurde die Gitarre irgendwie an einen falschen Ort gelegt, und als der Junge zurückrannte, um sie in letzter Minute zu holen, wurde die Gangway hochgezogen, und er mußte auf der Pier zurückbleiben, während das Schiff rollend und schlingern durch die Brandung fuhr und dabei weißen Schaum unter dem hohen Rumpf aufwühlte. Und dann kehrte er ganz auf sich allein gestellt in die dunkle Stadt zurück. Alle seine anderen Habseligkeiten waren mit dem Schiff verschwunden; aber er hatte seine Gitarre.

Er schaffte es zwar, ab und zu Gelegenheitsarbeiten zu bekommen, doch die meisten Arbeitgeber waren skeptisch. Der Junge war für ihren Geschmack ein viel zu heller Kopf; bestimmt wußte

er nicht, wo er hingehörte. In einer Hinsicht mag ihr Mißtrauen wohl begründet gewesen sein; Dlamini/Daniel war kein zuverlässiger Arbeiter. Trug man ihm auf, irgend etwas im Garten zu tun, und kam eine Stunde später wieder, konnte es gut sein, daß er dasaß und seine Gitarre zupfte.

Später ging er mit seiner Musik auf Wanderschaft durch das ganze Land, der dünne Junge, der dünne junge Mann, immer halb verhungert und immer abgerissen. Heute in Kapstadt, morgen in Tulbagh, ein Vierteljahr später in Uitenhage. Er muß um die zwanzig gewesen sein, als er *mantoor* oder Aufseher auf einer Farm im Klapmuts Distrikt wurde. Der Farmer, ein Witwer, war alt geworden und nicht mehr besonders auf dem Quivive, was Dlamini/Daniel gut paßte.

Der Mann besaß nicht weniger als fünf Töchter in heiratsfähigem Alter. Die jüngste war fünfzehn, die anderen sechzehn, achtzehn und neunzehn Jahre alt; die älteste, die aus einer früheren Ehe stammte, war wesentlich älter, schon um die fünfundzwanzig. Die jüngeren waren prächtige Farmerstöchter mit vollen Brüsten, blond und von überschäumender Energie. Nur Jacoba, die ärmste, schielte enorm und hatte mehr als einen Hauch von Oberlippenbart.

Wochenende für Wochenende wimmelte es auf der Farm von Freiern hoch zu Roß, die meilenweit aus dem Umkreis kamen und den jüngeren Mädchen den Hof machten (Dlamini/Daniel mußte ihre Pferde versorgen), und die neunzehnjährige war bereits verlobt. Jacoba hingegen hatte mit ihren fünfundzwanzig Jahren noch nie einen *beau* gehabt. Offenbar hatte sie einmal versucht, sich im Ententeich zu ertränken, doch der Zufall hatte es gewollt, daß ein Freier einer ihrer Stiefschwestern vorüberkam und sie pitschnaß und zur erbarmungslosen Belustigung der anderen vier jungen Frauenzimmer herauszog.

Was dann geschah, stellt fast eine klassische Situation dar, die ich mir im Geiste wohl hundertmal und in vielerlei Einzelheiten ausgemalt habe. Dlamini/Daniel saß auf der breiten, weißgetünchten Mauer, die den Farmhof umgab, und zog seiner Gitarre neue Katzendärme ein. Der Farmer war in die Stadt gefahren, die Ar-